HEFT 9 SEPTEMBER 1984 5,- DM C 4143 E

Konkret

Jawort? Nein danke

Romeo und Julia — Helmut und Erika: sollen sich die Kinder zweier verfeindeter Mächte doch noch kriegen, damit von deutschem Boden einmal der Weltfrieden ausgeht? Seit Wochen deckt die besondere Beziehungs-Kiste das Sommerloch. Wer wird reinfallen?

KONKRET-EXTRA
Ulrich Enzensberger:
Asyl in Berlin

in konkret September 1984

Mitteilungen

an Konkret

Honeymoon in Germany? von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

»...und dann wird' ich eine Woche lang betrunken sein« von Werner Heine

Vor sechs Monaten legten die Kumpel von Yorkshire gegen die angekündigte Schließung staatlicher Kohlgruben die Arbeit nieder. Daraus wurde ein landesweiter Bergarbeiterstreik für das Recht auf Arbeit und gegen die Regierung Thatcher, die die Kohleindustrie privatisieren und die Bergarbeitergewerkschaft zerschlagen will. Die Kumpel von Yorkshire wollen kämpfen bis zum Sieg

Tour de KONKRET von Horst Tomayer

In viereinhalb Tagen auf dem Rennrad von München nach Hamburg: ein Mann fährt seinen Weg

Der Alltag von Leo Gabriel

Seit drei Jahren schon tobt der ungleiche Krieg zwischen den von den USA hochgerüsteten salvadorianischen Streitkräften und der »Frente Farabundo Marti de Liberación Nacional« (FMLN), die heute beinah ein Drittel des Landes kontrolliert. Der Schwerpunkt der Kriegsführung der Armee hat sich auf den massiven Einsatz der Luftwaffe verlagert, die täglich bis zu 30 Einsätze mit ihren »Dragon Fly«-Bombern fliegt. Ein Reporterteam der APIA besuchte die vorgelagerte Zentralfront der FMLN am nur 25 Kilometer weit von der Hauptstadt entfernten Guazapa-Vulkan, in dessen labyrinthartigen Bergtälern die ländliche Zivilbevölkerung Zuflucht genommen hat

Laßt die Raketen jetzt los von Jürgen Reents

Ein Oktoberfest ganz besonderer Art feiern die Außen- und Verteidigungsminister der Bundesrepublik Deutschland, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens und der drei Benelux-Staaten am 23.10. dieses Jahres: Dann nämlich hat die »Westeuropäische Union« (WEU) ihren dreißigsten Geburtstag, den die Herren gebührend vermarkten wollen. Wäre in der letzten Zeit nicht hier und da schon mal von einer Wiederbelebung der WEU die Rede gewesen, dann könnten vermutlich nur ganz exotische Geschichtskenner etwas mit diesem Kürzel anfangen, und der politische Normalverbraucher würde weiterhin keinen Unterschied zur EG ausmachen und innerlich über Butterberge und Obstvernichtung schimpfen. Aber die Sache ist schlimmer. Die WEU wird zur Realform der »Europäisierung der Sicherheitspolitik«, und da geht's um die Kanonen, nicht um die Butter

So paßt eins zum andern von Peggy Parnass

Über die Wehrsportgruppe Hoffmann

Kein Brot für die Welt von Wolfgang Pohrt

Die Zahl afrikanischer, asiatischer und lateinamerikanischer Kinder, die in den nächsten Monaten an]Hunger verrecken werden, weil ein deutscher Professor im »Spiegel« eine »provokante These« loswerden mußte, läßt sich bloß schätzen. Das Elend einer deutschen Bürgerseele läßt sich genau beschreiben

Wenn das der Führer wüßte von Otto Köhler

Bei »Boehringer« fällt dem Bundespräsidenten nichts mehr ein - Otto Köhler hilft nach

Übergriffe von Norbert Kandel, Wolfgang Schröder

Macht, Minister und Moneten von Jürgen Saupe

Seit KONKRET die Erzählungen des Dr. Hans Langemann von den Schweinereien des Bundesnachrichtendiensts druckte, ist die CSU in der Brenne: Einerseits weiß die Partei, daß sie sich zu ihrem ehemaligen Staatschutz-Chef in Distanz halten muß; andererseits kann sie ihn nicht einfach fallenlassen - zu vielfältig sind die Kenntnisse, die Langemann zu seiner Dienstzeit über das Treiben der CSU-Oberen gewonnen hat. Da einem Langemann keiner einreden könnte, das Bayerische Oberste Landesgericht, vor dem er wegen Offenbarung von Staats- und Dienstgeheimnissen angeklagt ist, sei eben leider ein Teil der »unabhängigen Justiz« und habe kein Ohr für die Wünsche der Regierenden, hat sich die CSU-Führung mit dem Angeklagten stillschweigend auf einen Mittelweg geeinigt. In den Worten des Ministerpräsidenten: Langemann sei »der Mann mit dem Kopfschuß« - nicht ganz und gar plemplem, aber zur Tatzeit nicht alle Tassen im Schrank. In der Ganovensprache nennt man das den »kleinen Jagdschein«, auf juristisch spricht man von »schuldunfähig«. Wäre dies das Urteil (und die Bestallung von Langemanns behandelnder Ärztin als medizinischer Gutachterin spricht da für), dann könnten Langemanns Erzählungen (in KONKRET) als Geheimnisverrat gegeißelt werden, Langemann selbst seine Pension in Freiheit verzehren und einige CSU-Politiker wieder ruhig schlafen. Wer wünscht sich das nicht? KONKRET, beispielsweise. Und darum wollen wir ab und an eine kleine Handvoll Sand ins gutgeschmierte Getriebe des Langemann-Prozesses werfen. Diesmal ist es die Geschichte des privaten Nachrichtendiensts, den Langemann für die Christenunion aufgebaut und betrieben hat

Konkret-Extra: Asyl gesuchtDer beste Asylant ist ein toter Asylant von Ulrich Enzensberger

Vor einem Jahr stürzte sich in Berlin (West) Cemal Altun aus dem sechsten Stock des Verwaltungsgerichts. Er hatte Asyl erhalten und sollte dennoch an die Türkei ausgeliefert werden. In der Sylvesternacht 1983/84 verbrannten im Westberliner Abschiebegewahrsam sechs Menschen. Zwei von ihnen hatten um politisches Asyl gebeten. Seither machen Asylanten an der Spree keine Schlagzeilen mehr

Gegendarstellung

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer

Horst Tomayer telefonierte mit Christa Meves, Mitherausgeberin von »Christ und Welt«, Pädagogik-Fachfrau in der Springer-Presse und die Wende-Pädagogin überhaupt

Nouveau Bagage... von Eva Groepler

Die französische Tageszeitung » Libération war Vorbild auch für die »taz«. Inzwischen ist das einstige Sartre-Blatt auf dem Marsch in die Moderne. Industrie-Manager sorgen für steigende Auflagen

und ohne Courage von Sabine Seifert, Hilmar Zschach

Die zweite Adenauer-Epoche der Republik fordert auch von der Alternativ-Presse ihren Tribut. Blätter sterben. Inserenten müssen Abonnenten ersetzen. Kommerz statt alternativer Ökonomie

... und heute im Sonderangebot von Hermann Peter Piwitt

Beuys - Der alte Hut von Hans Platschek

Die größte Leistung des einstigen Kunststudenten Beuys war die Erfindung des Kunstwerks Joseph Beuys. Seitdem sorgt er dafür, daß es im Gespräch bleibt. Zuletzt bot ihm die Hamburger Kulturbehörde 300.000 Mark für die Begrünung der Klärschlamm-Spülfelder in Hamburg-Altenwerder. Den liebenswerten

Opportunisten zu den Akten legt der Maler Hans Platschek

Mythen-Bau GmbH von Chup Friemert

In der Republik stehen soviele Wohnungen leer wie fehlen. Inzwischen plündert die postmoderne Architektur aus allen Stilen die Dekors und tut, als sie nichts gewesen.

Pack die fade Hose ein von Rüdiger Schaper

»Sommernachtsträume«, »Kunstmeilen«, »Jahrmärkte der Phantasie« bis auf den letzten Heller: Janz Berlin fiebert diesen Sommer am Kulturtropf. Wie der Senat mir der Szene und die Szene mit dem Senat macht.

Wo alle Tage Sonntag ist von Hans-Jürgen Tast

Eine Mischung aus Video, Kino, Abenteuerspielplatz und Technik-Schule: Freizeitparks in der Bundesrepublik

Zwei Fäuste für Hanns Eisler von Ralph Quinke

Musik zum Mitklatschen hat Heiner Goebbels nie gemacht. Respektlos zerfetzte er die Lieder von Hanns Eisler, tutete mit dem »Sogenannten Linksradikalen Blasorchester« gegen den Bauzaun von Brokdorf an und mixte Elektronisches für Theater und Film. Mit dem Avantgarde-Rock-Quartett »Cassiber« geht er diesen Monat auf Tournee. Ralph Quinke hat den genialen Dilettanten der neuen deutschen Musikszene besucht

Notizen

Film: Der Hunsrück als Mitte der Welt von Erwin Keusch

Fünfeinhalb Jahre arbeitete Regisseur Edgar Reitz an seinem neuen Film »Heimat«. Es entstand eine dörfliche Familienchronik, die - ganz ohne Tümelei - sechs Jahrzehnte deutscher Geschichte widerspiegelt. Ab 16. September kommt das Opus in elf Teilen ins Fernsehen

... und zuletzt nahmen sie und die Sprache von Peter Schütt, Ngugi wa Thiongo

Der Kenianer Ngugi wa Thiongo gilt als einer der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller Afrikas. Seine Romane aus dem kenianischen Befreiungskampf »Weep Not Child«, »The Grain of Wheat« (deutsch: »Freiheit mit gesenktem Haupt«) und »Petals of Blood« (deutsch: »Verbrannte Blüten«) wurden in über dreißig Sprachen übersetzt. Seine Theaterstücke aus dem Alltag der Unterdrückung und des Widerstandes werden von Laiengruppen in Ostafrika ebenso aufgeführt wie auf den Bühnen der Metropolen in der »ersten« und »zweiten« Welt. Seine politischen Essays (zuletzt »Barrel of a Pen«, 1983) setzen sich mit den aktuellen Problemen Afrikas auseinander und untersuchen, welche Art Gegenwehr gegen die kulturelle Entmündigung durch westlichen Neokolonialismus möglich ist. Sein erster Roman »Der Fluß dazwischen« erscheint eben im Weismann-Verlag, München. Peter Schütt sprach für KONKRET mit Ngugi wa Thiongo

Bücher: Drahteseleien eines Tierpräparators von Roman Ritter

Uwe Timm: Der Mann auf dem Hochrad, Kiepenheuer & Witsch 1984, 215 Seiten, 22 Mark

Bücher: Legal, illegal, - shit-egal von Barbara Dierse

Günter Amendt: Sucht Profit Sucht, Verlag Zweitausendeins 1984, 384 Seiten, 20 Mark

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 09/84, S. 3

Mitteilungen

1. Diese Ausgabe von KONKRET ist die 120. neuerer Zeitrechnung: Genau zehn Jahre lang ist KONKRET nun allmonatlich im Neuen Konkret Verlag erschienen. Mal dicker, mal dünner, mal schwarz-weiß, mal farbig - und doch immer unverkennbar KONKRET. resistent gegen Moden und Trends, hartnäckig oft bis zur Sturheit. Wieviele Chancen, sich den neuesten Stimmungen anzupassen und damit ein größeres Publikum zu gewinnen, hat KONKRET verpaßt? Und wieviele Chancen, so zu enden wie die, die sich angepaßt haben? Nach zehn Jahren ist KONKRET, weniger angefochten denn je, die größte parteiunabhängige linke Monatszeitschrift in der Bundesrepublik.

2. Ein linker Verlag, der immer nur blüht, wächst und gedeiht, ist kein linker Verlag. Die Gunst der werbenden Wirtschaft wird nicht blind vergeben, und Gewinn kann eine Zeitschrift nur über Anzeigenerlöse machen Also ging und geht es immer mal wieder knapp zu bei KONKRET, muß immer mal wieder heftig gespart, muß auch mal die Hilfe kreditfähiger Freunde/Freundinnen in Anspruch genommen werden (die meisten dieser Kredite konnten bald zurückgezahlt werden). Der Fortbestand des Verlags und der Zeitschrift standen dabei nach den ersten drei Jahren nie mehr in Frage.

3. Gerüchte haben KONKRET seit dem ersten Heft aus dem Neuen Konkret Verlag begleitet, Gerüchte über politische Abhängigkeiten und über alsbaldigen ökonomischen Ruin. Eine Weile versucht man, im Glauben an Irrtümer oder Mißverständnisse, zu dementieren. Schließlich ignoriert man sie, im Wissen um die politische oder persönliche Absicht der Gerüchtemacher, die der Zeitschrift ihre mehr als 250.000 Leser doch nicht abtreiben konnten und können.

4. Ein - besonders mieser - Fall soll noch einmal exemplarisch vorgeführt werden. Am 3 1. Juli 1984 meldete das »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel«: *Das Konkursverfahren über das Vermögen der Firma KONKRET- Verlag GmbH, Hamburg 36, Gerhofstraße 38... ist durch verkündeten Beschluß vom 8. Juni 1984 gemäß Paragraph 204 KO mangels Masse eingestellt worden.*

Kein Leser wurde darauf hingewiesen, daß der Konkurs dieser Firma am 20. November 1973 angemeldet worden war, daß es hier also um einen seit bald elf Jahren nicht mehr existierenden, den ehemaligen Röhlschen Konkret-Verlag, ging, dessen juristisches Ende keinen Menschen mehr interessieren konnte.

5. Im September 1994 erscheint die 240. Ausgabe von KONKRET.

Konkret 09/84, S. 5

an Konkret

Ohne Strategie

KONKRET 8/84: »Es geht um die Mitbestimmung«. Werner Heine sprach mit Detlef Hensche

Die Gewerkschaften sind leider ohne jegliche Strategie. Sie haben jahrelang die Ware Arbeitskraft verwaltet und sie über Kollektivverträge verkauft. Jetzt wird diese Ware partiell völlig überflüssig, was wiederum die überkommene Struktur gewerkschaftlicher Macht nicht überlebensfähig bleiben läßt, denn die gewerkschaftliche Organisation ist auf den alten Strukturen der unmittelbaren Arbeit aufgebaut.

Wie man unter solchen politischen Umständen die erweiterte Mitbestimmung durchsetzen will, bleibt mir ein Rätsel. Dabei wurden schon Ende der 60er Jahre Ideen über andersartige Kampfformen angesichts der sich abzeichnenden Wandlungen im Computerbereich innergewerkschaftlich abgeblockt.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

Gerade als aktiver Gewerkschafter kann ich nur Konkret-sei-Dank sagen für dieses Interview, hat doch der stellvertretende Vorsitzende der »linken, radikalen« Drupa mal so richtig Gelegenheit gehabt, klarzustellen, was Arbeiter und Angestellte von »ihrer« Gewerkschaft zu erwarten haben, wenn sie sich nicht wirklich *selbst* um *ihre* Interessen kümmern. In dem ganzen Interview nicht ein Wort davon, daß es darum gehe, die Produktions- und Reproduktionsbedingungen, die ja alles andere als ein Zuckerschlecken für die Lohnabhängigen sind, zu verbessern. Im Gegenteil, Detlef Hensche betrachtet die Arbeitnehmer als Kostenfaktor in der Produktion.

In aller Offenheit stellt er vielmehr dar, daß auch bisher bei tatkräftiger Mithilfe der mitbestimmenden Gewerkschaften und Betriebsräte die Benutzung der Beschäftigten unter Produktivitätsgesichtspunkten bestens funktioniert. Wogegen sich die Drupa (und andere Gewerkschaften) wehrt, ist das Bestreben der Unternehmer, ihren Produktionsprozeß auch ohne die Gewerkschaft zu organisieren.

KURT-ULRICH HELDMANN

BAUNATAL

Sozialismus, eine Ideologie für Aufsteiger?

KONKRET 8/84: » ... und nun in Sachen Abendland« von Hermann Peter Piwitt

Die spektakuläre Abwendung von Schauspielern, Schriftstellern, Journalisten und Philosophen vom Sozialismus hat natürlich handfeste materielle Gründe.

Auch Intellektuelle sind nicht von der Erkenntnis ausgenommen: »Das Sein bestimmt das Bewußtsein.« Sie verfahren nach dem Motto: »Der kommunistische Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Er kann gehen.«

Immerhin, das vermögen André Glucksmann, Yves Montand oder Roger Garaudy nicht abzustreiten. Die Kommunisten, die heute geschmähte »Parteipresse«, haben viel zu ihrer Karriere beigetragen; nun legen sie den Sozialismus ab, jagen ihn aus dem Hause wie eine Frau, derer sie überdrüssig geworden sind.

Nichts Neues also. Undank ist ein Lohn, den die KPs schlucken müssen.

Deswegen aber braucht man »die« Intellektuellen nicht des Opportunismus zeihen, ihnen fehlende Standhaftigkeit vorwerfen. Mit einem dicken Bankkonto, oder auch nur mit dem Wissen, wie man's »macht«, läßt sich für eine Weile der Sozialismus emotional, psychologisch verteidigen, »echt« aufrichtig, objektiv indes nicht. Auch ein Ausflug in anarchistischen Terrorismus hilft nur kurz.

Aber, Herr Piwitt, man sollte einigermaßen gerecht und fair bleiben. Der verführerische Geruch des Geldes steigt nicht nur »vagabundierenden« Intellektuellen in die Nase. Er betörte, betört und wird weiterhin Millionen- vielleicht sogar Milliardenheere von Proletariern betören.

Ist der Betroffene aus dem Gröbsten heraus, »vergißt« er schnell, wie sehr ihm einst »die marxistischen Phrasen« halfen, ein unabdingbares Minimum an Orientierung im Wust der alltäglichen Ereignisse zu behalten, ohne die er verloren

gewesen wäre. Der Sozialismus, eine Ideologie für Aufsteiger, die am meisten »power« auf den steinigen Weg mitgibt? So falsch finde ich diese Einschätzung nicht.

WALTER BAYHA

ESSLINGEN

Ein gewisser Helmut Lemke

KONKRET 8/84: Reaktionärer Ringelpietz

»Löwenthal überreicht gemeinsam mit Hofstätter den Adenauer-Preis an Wladimir Bukowski«, so steht es in KONKRET. Die Person links im Bild ist jedoch nicht Hofstätter, sondern ein gewisser Helmut Lemke. Während seiner Amtszeit als Nazi-Bürgermeister von Schleswig und Eckernförde wurden sozialdemokratische und kommunistische Arbeiterfunktionäre verhaftet und ins KZ eingeliefert. Die Verhaftungen erfolgten »auf Anordnung vom Bürgermeister« (»Der Spiegel«). Lemke trat später der CDU bei und wurde 1954 Kultusminister, 195 5 Innenminister und 1963 sogar Ministerpräsident des Landes Schleswig-Holstein.

RAINER BEUTHEL

KIEL

Liberal

KONKRET 8/84 - Inhalte der NPD im Gewande der CSU - Eva Groepler über den Rechtsextremisten Le Pen

Hier zeigt sich als deutlicher Unterschied zwischen der BRD und Frankreich: Weder die NPD noch eine »Ausländer-raus«-Liste könnten bei uns in irgendeiner Weise mehr als 1,5 bis drei Prozent bekommen.

Und warum? Weil wir etwas gelernt haben, was man bisher speziell den Franzosen nachsagte: Elegant und diplomatisch zu sein.

Wir ersetzen den großen Wunsch der Masse, Türken und ähnliches »unliebsames Gesindel« loszuwerden nicht, indem wir eine faschistische 10-Prozent-Partei wählen, sondern dadurch, daß wir uns aufschwatzen lassen, daß wir »liberal« sind, weil Weizsäcker so »liberal« uns vorgesetzt wurde. Ein Mann, der keine Skrupel hatte, als Regierender von Berlin den Innensenator Lummer nach dem Tod oder Mord(?) von mehreren asylsuchenden Ausländern durch Verbrennen (dies allerdings eine bewährte deutsche Methode) zu stützen und sich selbst durch die von ihm gemanagte Wahl zum Bundespräsidenten jeglicher Verantwortung zu entziehen.

Einfach, elegant, ja delikat - davon können unsere französischen Nachbarn wirklich noch einiges lernen.

AXEL HEGMANN

ESSEN

Eins aufs Haupt

KONKRET 7/84 - Ein Kommunist von Amani: Zum Tode von Enrico Berlinguer - Diedrich Diederichsen

Eins vorweggeschickt: Die Intention Diedrich Diederichsens, der vom Eurokommunismus in den 70igern getrötesten, verwirrten bürgerlichen Intelligentsia nachträglich eins aufs Haupt zu geben, finde ich ok.

Dabei bedient er sich meines Erachtens allerdings einiger allzu flotter Sprüche, in denen sich eine ebensolche Verkennung des Phänomens »Eurokommunismus« ausdrückt, wie in der gängigen Rezeption desselben im bürgerlichen Feuilleton. Wichtiger wäre es doch wohl gewesen, anläßlich des Todes von Berlinguer auf die Bedeutung des »Eurokommunismus« für die bundesrepublikanische und darüber hinaus für die gesamte in bürgerlich-parlamentarischen Demokratien lebende Linke einzugehen.

SEBASTIAN MEURER

ROMMERSKIRCHEN

Verantwortung

KONKRET 8184

Schon seit langem ärgere ich mich über die zunehmende Tendenz in KONKRET, aktuelle Bewegungen und Kämpfe distanziert zu beobachten, schlichtweg zu ignorieren oder gar ebenso pauschal und unsachlich zu kritisieren, wie man dies sonst von obskuren Zirkeln gewöhnt ist. Meine knappe Zeit hat es bisher mit sich gebracht, daß ich keine Leserbriefe zu einzelnen KONKRET-Artikeln geschrieben habe. Die fast völlige Abstinenz von KONKRET in der Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche sowie die eben erschienene KONKRET 8/84 zwingt mich aber dazu, dies zu ändern. Ich erwarte von KONKRET in Zukunft größere Konsequenz. Es geht nicht an, daß man auf dem Titelblatt und auf den Seiten 14 ff. André Glucksmann als Einflußagent Washingtons charakterisiert, um auf Seite 43 Klaus Bittermann mit André Glucksmann dem pazifistischen Teil der Friedensbewegung unterstellen zu lassen, er mache den Krieg, den er verhindern wolle, wahrscheinlicher. Für mich - der ich in der Friedensbewegung mitarbeite, ohne Pazifist zu sein - ist dies eine Ungeheuerlichkeit, die ich in»Bild«, bei Heiner Geißler oder auch bei Glucksmann erwarte, nicht jedoch in einem KONKRET-Artikel. Hier setzt meines Erachtens die Verantwortung des KONKRET-Herausgebers ein, für eine gewisse Linie des Blattes zu sorgen, damit KONKRET nicht das Gegenteil dessen erreicht, was zumindest noch als Ziel zu erkennen ist, nämlich die Förderung einer linken, radikalen Opposition in der BRD.

FRANK SCHMIDT

FRIEDRICHSHAFEN

Hirnwichsen

KONKRET 8/84 - »Brrdeutsch« - Horst Tomayer bei R. Bahro auf Burg Stettenfels Lieber Horst,

Dein messerscharfer Intellekt und Dein köstlicher Humor sind Gold wert, es sei denn, Du mißbrauchst sie, um Berührungsängste zu kaschieren. Bei Deinem Besuch auf Burg Stettenfels bist Du - oh weise Selbstironie - leider wirklich zum baden-württembergischen Jugendmeister im Hirnwichsen geworden!

KARL E. VON KANNE

BISSENDORF

Kasten Seite 6

Retourkutsche

Im »Manager-Magazin«, einer Höhere-Angestellte-Tochter des »Spiegel«-Verlags, klagt der pensionierte Chefredakteur Leo Brawand über die Unlust von Unternehmer-Söhnen am Unternehmen, nicht ohne das Leid mit dem eigenen Filius echt einzubringen:

Man muß aber auch diese Söhne und Nachfolger verstehen lernen. Manche Väter geben im betrieblichen und häuslichen Bereich ein Beispiel, das die sozial und ökologisch einfühlsamere Generation unserer Tage nicht zur Nachahmung reizt, sondern sie eher abstößt. Da kommen am Mittagstisch Geschäftsmethoden oder Steuerkniffe zur Sprache, die den Junior darüber nachdenken lassen, ob etwa die Linkspostillen KONKRET und »taz« vielleicht doch in manchem recht haben könnten.

Und daß es da nun schneller pumpert, links, wo die Diners-Karte ist - Hand drauf, Leo: das haben wir nicht gewollt. Die Moral deiner Berlin-Abschreibungen mußt du vor deinem Sohn schon ohne unsere Hilfe beibiegen.

*

Der »Norddeutsche Rundfunk« findet KONKRET überhaupt nicht ausgewogen:

»Kritische Solidarität« mit Nicaragua hat Günter Wallraff in seiner Reportage für die Zeitschrift KONKRET geübt. Es gibt zwar Probleme, aber im Prinzip ist die Entwicklung von Nicaragua positiv zu bewerten und verdient unsere Solidarität und Unterstützung, fand Wallraff für KONKRET heraus. Ähnliches haben andere, allerdings weniger prominente Reporter für KONKRET in den sozialistischen Entwicklungsländern Libyen, Äthiopien und Kuba festgestellt. Und das hat Methode. KONKRET läßt Gegendarstellungen zur Berichterstattung der konservativen Presse schreiben. Stellt man es etwas verkürzt dar, dann erklärt zum Beispiel die Springerpresse Revolten und Revolutionen in den Entwicklungsländern in der Regel mit dem unheilvollen Wirken der Sowjetunion und ihrer Handlanger in der Dritten Welt. Für KONKRET ist es - wiederum verkürzt dargestellt - vorzugsweise die Schuld des bösen US-Imperialismus, seiner Agenten und Handlanger, wenn es irgendwo in der Dritten Welt mit dem Sozialismus nicht so recht klappen will. So erklärt auch Wallraff..

Man erkenne die Klaue des funkenden Oberkellners: Das Märchen vom bösen, bösen Wolf, und daß es - in Grenada - mit dem Sozialismus nicht so recht »klappen« wollte. Der Autor gilt in seiner Anstalt gewiß als gemäßigt progressiv. Andere werden in anderen Anstalten für Napoleon gehalten.

*

Einen Kranz mit Schleife windet das Frankfurter Szene-Blatt »Pflasterstrand«, das auch sonst so alternativ wird, alternativer gehts nicht mehr (»Wie uns aus einschlägigen Mitarbeiterkreisen bekannt wird, häuft sich in letzter Zeit wieder verstärkt der Befall weiblicher wie männlicher Geschlechtswerkzeuge bzw. Lustorgane mit Pilzen, Trichomonaden, Herpes und Bakteriengesockse. Man konnte sogar beobachten, wie sich ansonsten friedfertige Gesellen rüde die aus der Hosentasche lugenden ... «' kurz und gut: Kasino 84. »Bild«Schlagzeile, eine gute Woche später: »Neues intimes frauenleiden« die alternativen Pilzköpfe sind erhört), also der Boulevardstrand windet:

Hoffnungslos ist der Fall bei KONKRET Nachdem Herausgeber Hermann Gremliza schon seinen Superhipper, Manfred Bissinger, hatte feuern müssen.... steht zu befürchten, daß er den letzten Leser vergrault, wenn er KB-Greise Personality-Stories über prominente Zeitgenossen schreiben lassen muß.

Der zeitgenössische Promi ist Daniel Cohn-Bendit, verantwortlicher Redakteur des Blattes, der Greis ist Detlef zum Winkel, nahezu gleichen Jahrgangs, der den frisch ergrünten Dany in KONKRET (7/84) als verläßliches Krisenbarometer gewürdigt hatte. Tuts immer noch weh? Sollen wir mal pusten?

*

KONKRET-Autor Winfried Wolf, Redakteur der GIM-Zeitschrift »Was tun«, hat in seinem Buch »Polen - Der Winter gehört den Krähen« zitiert und Fragen gestellt:

Der Artikel von Hermann Gremliza (über Polen, Februar 82) bringt in manchen großen historischen Einschätzungen Positionen, die eine weitgehende Bürokratiekritik enthalten, stellt dies jedoch als historisch unumgänglich dar, um dann das konkrete Ereignis zu rechtfertigen, jedenfalls auf der Ebene des »letzten Auswegs«: »Das Ende war weniger schrecklich, als manche befürchtet hatten. So aufrichtig, so verzweifelt ehrlich hat sich noch keine polnische Regierung gezeigt wie die diktatorische der Militärs. Wer darin keine Hoffnung sieht, kann für Polen - und für die polnische Arbeiterklasse - keine haben. Es sei denn, jemand rechne damit, daß die Sowjetunion ihren Überlebenskampf durch Suizid beendet.«

Bleiben zwei Fragen an den Autor: 1. Mehrfach wurde am 13.12.1981 und danach von Jaruzelski und anderen unterstrichen, es gebe »kein Zurück vor die Zeit vom Sommer 1980« - wie steht es mit der Einhaltung dieses einzig positiven Versprechens... 2. Warum muß denn »die Sowjetunion« Suizid begehen? Wie wäre es, wenn die Arbeiterklasse und die Völker der Sowjetunion den gesellschaftszerstörerischen Aktivitäten der sowjetischen Bürokratie durch »polnische Verhältnisse« ein Ende setzten?

Ja, wie wäre das - sie sind ja allein auf der Welt und haben nichts zu fürchten als ihr Politbüro? Aber man kann sichs ja wünschen - nur: Wenn das nun, was absehbar war, nicht in Erfüllung gehen kann, war dann für Polen damals Besseres zu hoffen als der Militärputsch, letztes Mittel gegen eine Invasion und unblutiger als alles, was die Weltgeschichte bisher in ähnlichen Fällen erlebt hatte. Und wo, Winfried Wolf, bleibt deine Frage an die lügenden Schreihälse, die in jenem Winter dem General J. »70.000 KZ-Häftlinge« andichteten (wie der Sangesbruder W. Biermann)? Du nennst, was Gremliza damals getan hat, eine »subtile Rechtfertigung des Militärputschs«. Auf »subtil« legen wir keinen Wert.

Konkret 09/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Honeymoon in Germany?

Wenn Konrad Adenauer das hätte erleben müssen: wie seine Enkel den Satrapen der Suffjets umbalzen, wie sie den Statthalter des Kreml in der besetzten Zone hofieren, interpretieren und schmieren, wie sie bibbern, der Mann aus Pankoff könnte den roten Teppich, den der freie Teil unseres Vaterlandes für ihn ausrollt, nicht betreten, und wie sie schmollen, wenn er die zarten Keime ihrer Zuneigung mit frostiger Rede schockt (Schlagzeile der »Frankfurter Rundschau«: »Honeckers Vorwürfe verstimmen Bonn«) - Adenauer hätte gewußt: die sind in der Brenne.

Tatsächlich scheint des deutschen Bourgeois treuester Begleiter durch Krieg und Siegfrieden, die obstinat gute Laune, ihn verlassen zu haben. Der Alptraum, einige nichtarische Minister und Berater des US-Präsidenten (wie heißt eigentlich dieser Weinberger? Aron?) könnten einen auf Mitteleuropa begrenzten Atomkrieg nicht zuletzt deshalb geplant haben, weil Auschwitz noch nicht gerächt ist, treibt den kältesten Kriegern den Angstschweiß durchs Helena Rubinstein-Deo. Da erlebt der Mensch Dipl. Ing. Meier, wie ein »neuer Patriotismus« genannter Big-Mac-Faschismus nur noch amerikanische Sieger kennt und sonst gar nichts auf der Welt. Da sieht, hört und liest er, täglich aufs neue gedemütigt, wie sein Vize und sein Kanzler, Hans-Dietrich und Hans-Wurst, den schönen Diener, den sie im Herbst 83 machten, zur Belohnung immer noch mal wiederholen dürfen.

Ja, Undank ist der freien Welt Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Denn auch daheim wird ihm kein Heil: Wende, Aufschwung, geistig-moralische Erneuerung - wenn er das schon hört! Arbeitslose, Ausländer, Penner, Kriminelle, der eigene Sohn färbt sich die Tolle violett, die Tochter kifft in Discos rum, Mutti geht jetzt zum Psychiater, Erbtante Ursel hat grünalternativ gewählt und übermorgen kann der Steuerprüfer kommen - ist das ein Leben? Und abends in der Tagesschau die Crème der Nation, *seine* Repräsentanten, die er gewählt hat und - weil er der roten Pest, hauptdargestellt durch Wolfgang Iljitsch Roth, die Kohl-Ära vorziehen muß - wieder wählen wird: Schrecki, Boenisch, Mümmelmann, Schwarz-Schilling, Bangemann, Zimmermann, Windelen... So mancher brave Prokurist hat sich dabei seine Gastritis geholt.

Da wird denn, in der Nacht ist der Mensch auch mal alleine, über die Schandmauer geschielt und - jaja, Totalitarismus, Gulag, Siebzehnmillionenbrüderundschwestern - klammheimlich verglichen: Wer zahlt und liefert pünktlicher? Wo gibts mehr Arbeitslose, wo weniger Studienplätze? Und wenn die Tochter nachts allein den Park durchquert? Stand nicht kürzlich in der Zeitung, die sozialistische Mißwirtschaft habe das Nationaleinkommen im ersten Halbjahr 84 mal wieder um mehr als fünf, die industrielle Produktion um mehr ~ als acht Prozent wachsen lassen? Wenn das so weitergeht, sind die da drüben vielleicht doch die deutscheren Deutschen, die preußischeren, ordentlicheren. Ist nicht, was sie haben, gerade das, was uns fehlt? Man denke nur, man brächte sie - wer weiß wann oder wie - irgendwann irgendwie mit uns zusammen: Wären wir gemeinsam nicht unwiderstehlich? Deutsche an einem Tisch, auf einem Weltmarkt, in einer Arena, an einer Front?

Daß so gedacht wird, wäre zuviel gesagt. Aber daß im Traum so geschunkelt wird, beweisen die Wellen, die den Leitartikel der Bürgerpresse (es ist immer nur einer) kräuseln: Honecker - moskowiter Vasall oder deutscher Patriot? Er schlägt die Sowjets, wo er sie trifft, bietet Dialog, wo sie Eiszeit ausrufen, verlangt Entspannung, wo sie wettrüsten wollen. Kommt er zu uns, dann verläßt er sie. Aus die internationale Solidarität - es hebt an die Epoche der »deutschen Verantwortungsgemeinschaft«, an der nicht nur der neue Bundespräsident die Welt genesen lassen will, ganz so als wüßte die nicht, was sie von Gemeinschaftswerken des deutschen Volkes zu erwarten hätte. Aber der Beifall vereint alle Fraktionen, vom vertriebenen Kulturgutsbesitzer Windelen, dem auf der Flucht zwei Pianofortes und drei Fremdsprachen verlorengingen, bis zu den grünen Conferenciers von deutschen Fragestunden, die (vor den Ostgebieten) ihre nationale Identität wiedergewinnen wollen. (Für eine halbwegs verständliche Erklärung, was das denn sei: nationale Identität, setze ich hiermit einen Preis aus: eine Reise in sich für zwei Personen mit Übernachtung und Frühstück, der Rechtsweg ist ausgeschlossen.)

Wie das Buch zum Film gibts zur Lyrik der Leitartikel die Prosa des Vorgangs: Die Stationierung der neuen US-Atomwaffen in der Bundesrepublik hat die Sowjetunion und ihre Verbündeten schwer getroffen; sie müssen nun einerseits »erst recht alle Maßnahmen treffen, die dazu beitragen, das militärstrategische Gleichgewicht aufrechtzuerhalten« (Honecker), ohne andererseits eine reelle Chance zu sehen, das Ziel trotz größter Opfer jemals zu erreichen; sie müssen, weil die eigene Kraft gegen die vereinte Macht der kapitalistischen Staaten nicht ausreicht, den Feind durch Teilung zu schwächen suchen, um »die internationale Lage umzukehren« (Honecker). Zu diesem Zweck haben sie offenbar eine Arbeitsteilung vorgenommen: Die Sowjetunion bietet den US-Kreuzzüglern Paroli, ihr stärkster Verbündeter bietet dem stärksten Verbündeten der USA besonders gute Beziehungen an.

Ob sie die Gefahr gesehen haben oder überrascht wurden: die Folgen einer Politik, welche die Bundesrepublik bei der »nationalen Ehre« packte (weil doch »von deutschem Boden nie mehr ein Krieg ausgehen« dürfe), hatten es in sich. Zum

ersten Mal sprach ein amtierender Bundespräsident vor der sudetendeutschen Landsmannschaft, Minister schwafelten von den Grenzen von 1937, von Gebietsansprüchen in Westpolen und von einer deutschen Frage, die »offen« sei. Und schlimmer als in den Fünfzigern, da solche »nationalen« Parolen ihre Verbreiter als Anhänger der »Aktion Oder-Neiße« und ähnlicher, in jedem Falle reaktionärer Organisationen ausgewiesen hatten, breitete sich der nationale Schmus auch in der einst internationalistischen Friedensbewegung aus.

Nun gings wie beim Ping-Pong: Die sowjetische Presse warnte vor den Bonner »Revanchisten«, und noch ehe Honecker seine gleichlautende Ansicht kundtun konnte, erhoben die westdeutschen Medien den Generalsekretär der SED zum nationalen Ehrendissidenten. Jeder Halbsatz, den zwar die TASS nicht aber die Prawda, oder die Leipziger Volkszeitung nicht aber das Neue Deutschland zitierte, wurde als Markstein auf dem Weg ins ideologische Schisma gedeutet.

Erich Honecker und seinem Genossen Tschernenko kann das egal sein. Sie wissen, daß sie aufeinander angewiesen sind und etwa chinesisch-sowjetische Verhältnisse zwischen ihnen der Anfang vom Ende des sozialistischen Lagers wären. Nur darin scheinen sie sich zu unterscheiden: Daß die Sowjets, die ihn überlebt haben, den Nationalwahn der deutschen Bourgeoisie nie wieder entfacht sehen wollen - und sei es im Dienste einer so guten Sache wie der Schwächung des westlichen Bündnisses. Zwanzig Millionen Tote sind eine Lehre, die keine Parteihochschule vermitteln kann.

Konkret 09/84, S. 10

Nachrichten

Goldig

Der Medaillensegen für US-amerikanische Sportler in L.A. kann nicht darüber hinwegtäuschen: dieser Nation geht es dreckig. Die Arbeitslosenquote ist auf mittlerweile 7,5 Prozent oder 8,5 Millionen gestiegen, das Wirtschaftswachstum hat sich verlangsamt, und die Zahl der US-Amerikaner, die offiziell als arm gelten - als Armutsgrenze gilt ein Jahreseinkommen von weniger als 10.178 Dollar für einen Vier-Personen-Haushalt -, ist weiter angewachsen: sie liegt jetzt bei 35,3 Millionen oder 15,2 Prozent der Bevölkerung.

Nach Angaben des US-amerikanischen Arbeitsministeriums liegt die Quote der Beschäftigungslosen unter den schwarzen Jugendlichen mit 42,4 Prozent am höchsten. Die Quote für schwarze Arbeiter bei 16,9 Prozent, die für weiße Männer bei 6,5 Prozent. Wer muß also um sein Leben laufen?

Background

Das Magazin »U.S. News & World Report« hat jüngst eindrücklich auf die Kontinuität im Leben des US-amerikanischen Präsidenten R. R. hingewiesen, der immer noch die Kulisse braucht: »Leitende Beamte des Weißen Hauses beschäftigen sich damit, für den Präsidenten, wenn er an die Öffentlichkeit tritt, passende Hintergründe auszusuchen.« Wer für diese Kulissenschieberei zuständig ist, blieb zwar ungesagt, doch es ist ein offenes Geheimnis, daß sich größtenteils Michael Deaver, stellvertretender Leiter des Beamtenstabs und Propagandaberater Reagans, mit derartigen delikaten Fragen zu befassen hat. Deaver tut sich persönlich nach solchen Hintergründen um, geht zu diesem Zwecke gar auf Reisen, um all den Wällen - China und Berlin und Südkorea - noch besondere Reize abzugewinnen.

Nachschub

Kaum hat sich die US-Army so richtig für die kurzen schnellen Kriege ausrüsten lassen, da stellt ein Untersuchungsbericht des US-Kongresses fest, daß die US-Streitkräfte für einen länger anhaltenden konventionellen Krieg von der personellen und materiellen Ausstattung her vollkommen ungenügend ausgestattet seien. Es fehle eigentlich an allem: Flugzeuge, Ersatzteile, Personal, Munition, Reserven für die Treibstoffversorgung, medizinische Einrichtungen, Nachrichtenanlagen. Wenn man auch noch nicht weiß, wie man einen konventionellen Krieg überhaupt führen soll, so ist man sich doch des Feindes gewiß, gegen den man den nichtdurchhaltbaren Krieg wird führen müssen. Es ist die - wer hätte das gedacht? - UdSSR.

Pato

Von Warner Poelchau

Aber ich begriff das Leben durch deinen Tod: meine Augen trübten sich kaum,
ich fand in mir nicht Tränen, sondern Waffen, unerbittlich!
Warte auf sie! Erwarte mich!

Dieses Gedicht schrieb der Chilene Pablo Neruda, als er erfuhr, daß der spanische Dichter Miguel Hernandez 1942 in einem der Gefängnisse des Franco-Regimes in Alicante gestorben war. Umgebracht worden war. Miguel Hernandez, der in den Reihen der republikanischen Armee gekämpft hatte, wurde nur 32 Jahre alt.

Fast gleich alt war Hector Patricio Sobarzo Nunez, Lehrer und Dichter, als er in der Nacht vom zweiten auf den dritten Juli in den Straßen von Santiago de Chile starb. Erschossen wurde. Als ich von seinem Tod hörte, fanden sich in mir sehr wohl Tränen. Weil ich durch seinen Tod einen Teil des Lebens, der Wirklichkeit, auch hier in der Bundesrepublik und in uns selbst erneut begreifen mußte. Sein Tod stand in keiner der Zeitungen, die sich doch angeblich weltweit um jede Verletzung der Menschenrechte kümmern. Neben Namen Lebender wie Sacharow, Kuron, Walesa fand sich kein Platz mehr für ihn. So kennt niemand seinen Namen hier bei uns, genauso wenig wie die von Enzo Munoz Arevalo, Juan Manuel Varas Silva und Ana Alicia Delgado Tapia - die zusammen mit Hector Parricio Sobarzo Nunez in der gleichen Nacht von den »pacos«,

den chilenischen Bullen, ermordet wurden. Und auch für mich wäre er wahrscheinlich nur ein Name auf irgendeiner Presseerklärung eines Solidaritätskomitees geblieben, die nach einer kurzen Schamfrist im Papierkorb gelandet wäre.

Doch so leicht wurde es mir diesmal nicht gemacht. Ich habe Hector Patricio Sobarzo Nunez Anfang April dieses Jahres kennengelernt, als ich für KONKRET in Chile war. Er war mir ein Freund, ein »companero«, geworden. »Pato«, der seinen Beruf und sein Gehalt als Geschichtslehrer aufgegeben hatte, um ausschließlich für das Komitee für die Rechte des Volkes (Codepu) zu arbeiten, schrieb gerade an einer Dokumentation über die sogenannten »bewaffneten Zusammenstöße«, bei denen die chilenische Geheimpolizei in den letzten drei Jahren 52 Menschen als angebliche Terroristen erschossen hat. Seit Mai 1984 sind mindestens acht Opfer dazugekommen. Unter ihnen Pato.

Es ist makaber: Durch seinen Tod liefert Pato noch den Beweis für das Mörderhandwerk der CNI, der in der Dokumentation über die sogenannten »bewaffneten Zusammenstöße« bisher fehlte. Den Beweis dafür, daß es diese Feuergefechte meist nicht gibt, sondern daß sie nur Deckmantel für kaltblütige Hinrichtungen von Oppositionsführern sind. Es gibt zum ersten Mal Zeugen. Sie haben gesehen, was sich tatsächlich nachts in der Avenida J. P. Alessandri abgespielt hat:

Gegen Mitternacht hält ein Kleinwagen, und einer der Insassen, wie sich später herausstellt, Pato, steigt aus und geht in eine Telefonzelle. In diesem Moment wird das Auto von mehreren Taxis eingekreist, aus denen Zivilisten mit roten Armbinden und Maschinenpistolen steigen. Einer von ihnen schießt sofort ohne Vorwarnung eine MP-Salve auf den, der im Wagen sitzt. Ein anderer gibt ihm mit einer Pistole den »Gnaden«schuß. Gleichzeitig zerren andere Pato aus der Telefonzelle und schlagen ihn brutal zusammen, mit erhobenen Händen muß Pato in eines der »Taxis« steigen, in dem er weiter geschlagen wird. Dann verfrachten sie ihn wie ein Stück Vieh in einen Lieferwagen. Wenig weiter hält der Wagen an. Pato wird hinausgeschmissen und durch MP-Feuerstöße ermordet.

Sie haben ihm keine Chance gegeben.

Mit Gewalt

Der Schutz von Frauen vor Vergewaltigungen durch ihre Ehemänner ist in vielen Ländern höchst ungenügend. Nach einer Untersuchung des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht ist der strafrechtliche Schutz der Ehefrauen in den skandinavischen und sozialistischen Staaten am größten. Die Untersuchung der Verhältnisse in mehr als 20 Ländern hat gezeigt, daß es zwar in vielen Ländern Bestrebungen zur Verstärkung des Schutzes der Frauen gebe, aber die Erfolge dieser Bemühungen eher ungenügend seien. In der Bundesrepublik Deutschland etwa könne ein Mann nicht wegen Vergewaltigung seiner Ehefrau bestraft werden, muß aber mit einer Verurteilung wegen Nötigung oder Körperverletzung rechnen, falls jemand Strafantrag stellt. Ebenso ist die Rechtslage in der Schweiz, Osterreich, den Niederlanden und Finnland. In Frankreich werde die Vergewaltigung in der Ehe nur dann bestraft, wenn die Frau dabei verletzt wird. Körperlich.

Weiße Waschung

Im Frühjahr wurde in der Republik Südafrika der erste Atomreaktor kommerzieller Größe in Betrieb genommen. Dieser Druckwasserreaktor, Koeberg 1, steht in der Nähe von Kapstadt (weiß) und der Gemeinde Atlantis (schwarz) und zudem noch auf drei geologischen Verwerfungen, in denen Erdbeben auftreten können. Aus diesem Grunde wurde der Reaktor mit Gummi- und Stahlstoßdämpfern in den Fundamenten versehen. So soll er Erdbeben bis zu einer Stärke 7 auf der Richter-Skala unbeschadet überstehen können. Doch Kapstadt (weiß) sorgt sich dennoch. Zeitungsumfragen ergaben, daß 70 Prozent der Befragten meinten, daß das Kraftwerk zu nahe an der Stadt liege, 55 Prozent sind der Auffassung, daß das Werk niemals hätte gebaut werden dürfen. Der Stadtrat von Kapstadt (weiß) rät der Bevölkerung, bei einem Unfall im Haus zu bleiben, die Fenster zu schließen, die Klimaanlagen abzustellen, Belüftungsöffnungen zu schließen und sich bei radioaktiver Verunreinigung so oft wie möglich gründlich mit viel Wasser zu waschen. Das Risiko für die Bevölkerung in Atlantis (schwarz) wird nicht debattiert. Hier ist man allem ausgesetzt. Es gibt in den Häusern keine Türen und Fenster, die man schließen kann, keinen Strom, der ausgeschaltet werden müßte, und kaum Wasser, in dem man sich gründlich waschen könnte.

Geiler Sturzflug

Die Stadt Bamberg will einen ihrer »großen Söhne« mit einer anspruchsvollen und aufwendigen Gedenkstätte ehren: Willy Messerschmitt heißt er, Erbauer von Kampfflugzeugen für das faschistische Deutsche Reich, für das faschistische Franco-

Spanien war er, Wehrwirtschaftsführer noch dazu und als solcher unter anderem mitverantwortlich für den Zwangeinsatz von Häftlingen aus den Konzentrationslagern Dachau und Flossenbürg. Den Protesten gegen diese Gedenkstätte hält der Bamberger Stadtrat Dr. Einenkel entgegen, daß Messerschmitt »soviel Positives geschaffen« habe. Das Negative vergessen wir da lieber.

Muß sein (Fortsetzung)

Weil Michael Brücher im vergangenen Jahr aus Anlaß des Jahrestages des Oktoberfest-Attentats eine Mahnwache abgehalten hatte, ohne sie vorher anzumelden, war er zu einer Geldstrafe verurteilt worden (KONKRET 6/84). In diesem Jahr hat er die Mahnwache für den 26. September beim »Kreisverwaltungsreferat der Landeshauptstadt München - Hauptabteilung I« angemeldet. Die Genehmigung steht noch aus.

Konkret 09/84, S. 12

Werner Heine

»...und dann wird‘ ich eine Woche lang betrunken sein«

Vor sechs Monaten legten die Kumpel von Yorkshire gegen die angekündigte Schließung staatlicher Kohlgruben die Arbeit nieder. Daraus wurde ein landesweiter Bergarbeiterstreik für das Recht auf Arbeit und gegen die Regierung Thatcher, die die Kohleindustrie privatisieren und die Bergarbeitergewerkschaft zerschlagen will. Die Kumpel von Yorkshire wollen kämpfen bis zum Sieg

Bei den ersten Häusern von Mansfield macht die Straße eine langgezogene Linkskurve, die nur ein kurzes Stück einzusehen ist. Joe schaltet runter in den zweiten Gang und lehnt sich, weit zur Seite, damit er mehr Ausblick hat. Dann stoppt er, reißt das Steuer nach rechts und wendet schnell. Wir fahren zurück in Richtung Chesterfield und versuchen es von neuem.

Es ist längst kein Spaß mehr Seit über einer Stunde sind wir mit dem alten Ford unterwegs, um die 40 Kilometer Luftlinie zu schaffen, die zwischen Brampton im Süden Yorkshires und der Zeche Blidworth im Norden Nottinghamshires liegen. Wir haben von vornherein darauf verzichtet, die Nord-Süd-Autobahn M 1 zu nehmen wie normale Briten und andere Menschen. Nach uns wird Ausschau gehalten, und Michael, der junge Hauer, der hinten mit im Auto sitzt, hat mir gesagt, was jedes Kind im Norden Englands weiß: »An jeder Auffahrt der M 1 stehen die Cops. Da kommen wir nicht durch.«

Der lange Sam, der vorne mit der Karte auf den Knien die Richtung angibt, hat uns stattdessen in einem großen Bogen durch die grauen Industrievororte Sheffields gelotst und vorbei an einer Straßensperre in Chesterfield. Dreimal sind wir so den Polizeikontrollen entwischt, in Mansfield nur noch knapp. Eine halbe Stunde später, nur eine Meile vor unserem Ziel, sind dann doch plötzlich schwarzuniformierte Constables auf der Straße. Sie halten uns an, verbieten die Weiterfahrt. Aber Joe gibt nicht auf. Wir fahren noch einmal einen Umweg über Feldwege am Rande des Sherwood Forest, bis der Förderturm Von Blidworth in Sichtweite ist. Dann geht es zu Fuß weiter.

Joe hat Glück gehabt. Er und die andern sind *Pickets* - Streikposten. Sie sind unterwegs, um sich zum Schichtwechsel um zwölf Uhr mittags vor das Zechentor zu stellen. Genau das aber ist Joe verboten. Nach seiner Verhaftung vor zwei Wochen wurde er mit der gerichtlichen Auflage entlassen, kein Picketing mehr zu machen außer vor der Zeche, bei der er als Bergmann angestellt ist. Hätten die Polizisten unsere Personalien überprüft, wäre er dran gewesen. Aber das regt Joe nicht sonderlich auf. Was er, Sam und Michael vorhaben, verstößt sowieso gegen die neuen Gesetze, mit denen die Thatcher-Regierung den Kampfgeist der britischen Gewerkschaften brechen will. Danach ist das *mass picketing,* das massenhafte Postenstehen, ebenso illegal wie das *flying picketing, der* fliegende Einsatz vor fremden Betrieben.

Die Erfüllung genau dieser Tatbestände hat die Bergarbeitergewerkschaft NUM (National Union of Mineworkers) an diesem Augustmorgen mit großer Sorgfalt vorbereitet. Im Streiklokal vom Brampton, einer Bergarbeitersiedlung südöstlich von Barnsley, haben Joe und zwei Dutzend Kumpel auf den Einsatzplan gewartet, den ein Bote im verschlossenen Umschlag vom regionalen Koordinierungsausschuß brachte. Ein handgeschriebener Zettel enthielt das »heutige Ziel«, die Uhrzeit und den Hinweis: »This is a mass picket«. Auf fotokopierten Straßenkarten war die Zeche Blidworth markiert. Die Männer stiegen in ihre Autos und fuhren auf getrennten Wegen los.

Es ist die dreiundzwanzigste Streikwoche, und es ist keine gute Zeit für Minenarbeiter. Der Kampf ist hart geworden. Auf den Straßen macht die Polizei das Recht auf Freizügigkeit zur Farce für alle, die nach flying *pickets* aussehen. Die Autos werden angehalten und beschlagnahmt, die Kumpel werden willkürlich verhaftet und vorübergehend eingesperrt, oft mißhandelt. Rund fünftausend Festnahmen hat die NUM bisher registriert. Die Regierung hat 20.000 Polizeibeamte aus allen Landesteilen zum Einsatz in den Kohlerevieren zusammengezogen. Eine Sonderabteilung bei Scotland Yard koordiniert die Aktionen. So ist de facto eine nationale Polizeitruppe entstanden, die es nach dem Gesetz nicht geben darf.

Trotz dieses Aufwands stehen wir um halb zwölf vor dem Zechentor in Blidworth. Vor dem Ortseingang haben wir schon Jeremy und ein paar Freunde aus Brampton wiedergetroffen, die sich auch zu Fuß durchgeschlagen haben. Gruppen von Pickets aus ganz Yorkshire kommen an. Kurz vor Schichtbeginn sind etwa 300 Mann versammelt und ebensoviele Polizisten.

Das Ritual beginnt. Die Pickets bilden eine breite Front zum Tor, abgeblockt von zwei Reihen Polizei. Die ersten Streikbrecher werden mit »scab«-Rufen und Gejohle begrüßt. Scab heißt Krätze. Wer eine Picket-Linie passiert, begibt sich außerhalb der Solidargemeinschaft. Die Pickets sorgen dafür, daß dieser Akt bewußt wird.

Die Polizeikette wird verstärkt, die Pickets sind jetzt umzingelt, niemand wird mehr rausgelassen. Busse mit Arbeitern werden durchs Tor gefahren. Die Rufe werden lauter. Im Hintergrund jagen Mannschaftswagen der Polizei heran. Der Ring wird enger, wir stehen zusammengepfercht. Dann ist der letzte Bus durch, Schichtbeginn, zwölf Uhr. Genau in diesem Moment wird irgendwo der Ring gesprengt. Die Spannung bricht. Wir gehen mit Jeremy Tee trinken.

Im Streiklokal neben dem Zechengelände gibt es heiße Getränke, Sandwiches und laute Debatten. In der Mine sind 960 Arbeiter beschäftigt. 500 streiken, die übrigen fahren ein. Das hat das Dorf gespalten. Daß die Streikenden von den Kollegen aus der Nachbargrafschaft Unterstützung erhalten, verschärft den Konflikt. Andererseits ist diese Unterstützung notwendig, denn manchem streikenden Bergmann sind hier schon die Scheiben eingeworfen worden. Wie wird man wieder miteinander leben können, wenn der Streik einmal vorbei ist?

Wir fahren zurück nach Brampton, und dort ist alles ganz anders. Nach übereinstimmender Meinung von »Daily Mail«, »Süddeutscher Zeitung«, »FAZ«, »Guardian«, »Weltwoche« oder »Zeit« wohnen hier auf den grünen Hügeln Yorkshires, südlicher Abschnitt, die wirklich wilden Kerle - »Prätorianer«, »marxistische Eiferer«, »Radikale«, »linke Mafia«. Hier startete Gewerkschaftsführer Arthur Scargill, dieser »Meister revolutionärer Maskierung«, seinen »Krieg der Kumpel«.

»Das ist doch alles Quatsch«, sagt Mick Carter milde. »Arthur hat doch mit dem Beginn des Streiks gar nichts zu tun. Es ist nicht sein Streik, es ist unser Streik.« Mick muß es wissen, denn er war von Anfang an dabei.

Am Ende der ersten Märzwoche sickerte in Brampton durch: Der National Coal Board (NCB), die staatliche Kohlebehörde, will die Zeche Cortonwood, mit 850 Arbeitsplätzen, und zwei weitere Gruben in der Umgebung stillegen. Cortonwood bleiben nur noch fünf Wochen Frist. Die Leute von Brampton waren entsetzt. Zwar wußten alle, daß nur noch für fünf Jahre Kohle in der Grube war und daß dann Schluß sein würde. Aber nun drohte unvorbereitet Arbeitslosigkeit mitten in der tiefsten Wirtschaftskrise. Am Montag, dem 5. März, fuhr in Cortonwood niemand mehr ein. Im Lauf der Woche wurde das Gerücht bestätigt, und am Wochenende streikten in den 56 Zechen Yorkshires alle 56.000 Mann. Erst zu diesem Zeitpunkt rief der geschäftsführende Vorstand der NUM offiziell den Streik aus.

Das war ein satzungsgemäßes Vorgehen - wie die spätere Bestätigung des Streikbeschlusses durch die Delegiertenkonferenz, die gleichzeitig die zwölf regionalen NUM-Verbände aufforderte, den Streik zu unterstützen. Binnen kurzer Zeit waren 150.000 der 180.000 Bergarbeiter im Ausstand. Widerspruch kam von den Kollegen aus den Bezirken Leicestershire, South Derbyshire und Nottinghamshire. Das sind die Regionen, in denen modernere Zechen auf gesichertem Flöz stehen, und in denen die Meinung genährt wird, daß ein Streik gegen die Schließung ausgedienter Zechen sinnlos sei. Wohl auch zur Beruhigung des eigenen Gewissens fordern deshalb Gewerkschaftsoffizielle aus diesen drei Bezirken seit März eine landesweite Urabstimmung, wobei sie wissen, daß sie damit den Vorstand in ein schwer kalkulierbares Risiko drängen.

Seit 1982, als die Stillegungspläne des NCB erstmals ruchbar wurden, hatte Scargill wiederholt zu Urabstimmungen aufgerufen, aber nicht die erforderlichen Mehrheiten erhalten. Das Problem war zu abstrakt geblieben. Erst als die Kumpel vor der Entlassung standen, erwachte die Kampfbereitschaft. Und nun, da der Streik läuft, wehren sich die Delegierten aus den bedrohteren Regionen gegen eine Abstimmung, noch dazu unter großem öffentlichen Druck. Mick sagt: »Ich bin dagegen, daß jedermann über meine Entlassung abstimmt.«

Die streikbrechende Minderheit nährt in Regierung, Presse, Funk und Fernsehen die Hoffnung auf eine Spaltung der NUM und auf den Zusammenbruch des Streiks, den die Beobachter in den Redaktionen nun seit sechs Monaten Woche für Woche in Aussicht stellen. Darüber bleibt den Briten verborgen, worum es eigentlich geht.

Als 1947 der Kohlebergbau Großbritanniens verstaatlicht wurde und der NCB die Rolle des Arbeitgebers übernahm, arbeiteten mehr als 700.000 Kumpels in rund 1.000 Zechen, alle kleiner als die bundesdeutschen und viele sicher bald auch unmoderner. Mit dem Vordringen des Öls schrumpften die Zahlen kontinuierlich. Die verbleibenden Bergarbeiter konnten aber immerhin die Reallöhne behaupten, vor allem, seit die NUM 1966 gleiches Geld für gleiche Arbeit durchgesetzt hatte. Nach dem Ölpreisschock von 1973 war Kohle plötzlich wieder im Kommen. Regierung und NCB verabredeten mit der NUM einen »plan for coal«, in dem mit hymnischen Lobpreisungen der nationalen Energiequelle Großinvestitionen angekündigt wurden. Dann verlegte sich das Kapital auf die Erzeugung von Atomstrom. Und da auch in England der Staat alle Entwicklungs- und Folgekosten dafür zahlt, wurde Kohle wieder »teuer«.

Noch 1974 hatte das NCB mit fundiert erscheinenden Zahlen die steigende Nachfrage nach Kohle bis ins Jahr 1985 belegt. Aber solche Prognosen stimmen immer nur bis zur nächsten Krise oder der Änderung der Wechselkurse. 1981 förderten nur noch 200.000 Bergleute in 200 Zechen etwas über 100 Millionen Tonnen pro Jahr. Der NCB berwertete diese Kohle zu den gerade gültigen Weltmarktpreisen und errechnete haargenau, daß 138 Zechen Verluste in Höhe von 496,1 Millionen machten, allein 30 Zechen davon die Hälfte dieser Summe. So entstand 1982 der Plan der Schließung von 30 Zechen. Ein weitergehendes Papier aus den Vorstandskreisen des NCB sah 70 Zechen vor. Das bedeutete 30.000 bis 70.000 Arbeitslose während der Krise.

Die NUM bekam die Pläne zugespielt und schlug Krach. Der NCB erklärte die Zahlen für Fingerübungen subalterner Beamter und mußte zurückstecken. Mrs. Thatcher versprach neue Investitionen bei der Kohle. Aber es ist nicht die Aufgabe von Stamokap-Regierungen, dem Druck von Arbeitern nachzugeben. Im September 1983 heuerte die Premierministerin den gebürtigen Schotten und naturalisierten Amerikaner Ian MacGregor, 71, an, der in den Jahren zuvor British Steel um 95.000 Arbeitsplätze »gesundgeschrumpft« hatte. MacGregor übernahm gegen eine Ablösesumme von fünf Millionen

Mark den Vorstandssessel beim NCB und kramte sofort die alten Pläne wieder raus. Gleichzeitig wurde in neue Superzechen investiert. Die Anlage in Selby, Yorkshire, ist um das Sechsfache produktiver als zum Beispiel Cortonwood. Die eingesparten Arbeiter wurden vorzeitig in den Ruhestand geschickt oder abgefunden.

Nun ist es nicht die Aufgabe einer Stamokap-Regierung, Kohle zu immer weniger Lohnkosten zu produzieren. Sinn macht das erst, wenn die so verbilligte Produktion am Ende in privaten Besitz übergeht. Mrs. Thatcher kündigte die Privatisierung der Kohleindustrie bereits an. Käufer würden sich dafür finden lassen, weil vorher ja die sozialen Kosten des Zechenlegens beim Steuerzahler gelandet wären. Als Beigabe ware noch die einstmals mächtige Bergarbeitergewerkschaft auf die Größe eines exklusiven Sportverbands gesunken.

Gegen 'dieses Paket läuft Arthur Scargill Sturm, und die Männer von Brampton haben begriffen, daß sie keine zweite Chance bekommen, wenn sie sich jetzt nicht wehren.

Die ökonomischen Argumente MacGregors sind leicht zu widerlegen. Daß britische Kohle teurer ist als Importkohle, liegt daran, daß diese Kohle von den Erzeugerländern Frankreich, Belgien oder BRD mit horrenden Summen subventioniert ist. Wenn in England der Strom nur zu den Kosten der gerade billigsten Energiequelle auf dem Weltmarkt erzeugt werden dürfte, dann müßten sofort alle britischen Kernkraftwerke geschlossen werden. Scargill rechnet bislang vergeblich vor, daß die Kohle von seinen Männern sogar billiger gefördert wird als anderswo. Nur die ganz unverdächtige »Neue Zürcher Zeitung« gab zaghaft zu: »In der Tat scheinen die durchschnittlichen Produktionskosten in Großbritannien etwas niedriger als in Frankreich und der Bundesrepublik ... «

Die gegenwärtigen Betriebsverluste der britischen Zechen entstehen zudem auch beim Bilanzieren und wären zum Teil schon durch ganz geläufige Buchhalter-Tricks zu beseitigen. Die Investitionskosten aus den letzten Jahren, die ihren Ertrag ja erst noch bringen sollen, könnten so abgeschrieben werden, daß sie nicht jetzt als Verluste voll zu Buch schlagen. Abgeschrieben werden könnten auch fast drei Milliarden Pfund Buchschulden, die sich durch inflationäre Zinsen aufgesummt haben.

Arthur Scargill und die NUM-Mehrheit haben aus all diesen Fakten eine Grundforderung entwickelt: Was auch immer passiert - es darf keine Zechenschließung aus rein ökonomischen Gründen geben. Die Regierung und die Medien behaupten seitdem unisono, die unverschämten Kumpels wollten die Steuerzahler bestehlen. Das geht tief in die Köpfe. Dagegen kommt Scargill schlecht an, auch wenn er vorrechnet, daß der Stillegungsplan mit über vier Milliarden Pfund in den nächsten Jahren doppelt so teuer käme wie die volle Subventionierung der alten Zechen über den gleichen Zeitraum.

Daß die Regierung bereit ist, einen hohen - also politischen - Preis für das Abwracken der Kohleindustrie zu zahlen, bestätigt nur die Argumentation der NUM. Der NCB hat mittlerweile die Abfindungen für freiwillig Ausscheidende auf 1.000 Pfund pro Arbeitsjahr heraufgesetzt. Altere Kumpels bekommen bis zu 38.000 Pfund geboten. Stilllegungs-Opfern verspricht MacGregor Weiterbeschäftigung in anderen Zechen.

Für die Männer von Brampton sind das keine Alternativen, sondern nur Zwischenstationen auf dem Weg in die lebenslange Arbeitslosigkeit. In der Umgebung gibt es weit und breit keine andere Industrie, fast ein Viertel der Bevölkerung hat keinen Job. »Coal not dole« - Kohle keine Stütze, steht auf den Plakaten in den Fenstern. Und was die Arbeitsplatzgarantie wert ist, haben sie erlebt, als letztes Jahr die Nachbarzeche Elsecar zumachte. Ein paar der Entlassenen kamen auf Cortonwood unter - im Lager und in der Werkstatt, zu Niedriglöhnen.

Mitte Juli, als eine Verhandlungskommission der NUM in einem Londoner Plüsch-Hotel noch einmal mit MacGregor zusammentraf, wurde die Machtfrage so deutlich, daß sie sich am Ende an einem Wort festmachen ließ. Nach vier Monaten Streik kam Einigung über viele wichtige Streitpunkte zustande. Cortonwood und vier andere Zechen sollten weiterarbeiten, und über die Ausbeutung oder Schließung der anderen alten Zechen sollte gemeinsam befunden werden. MacGregor stimmte allen NUM-Positionen zu und fügte dann in seinem Einigungspapier das Wort »beneficially« - gewinnbringend - ein. Das Zahlenspiel mit Gewinn und Verlust sollte weiter gelten. Die NUM brach darauf die Verhandlungen ab.

Seitdem hackt auch der »Daily Mirror«, das letzte Massenblatt mit einer Nähe zur Labour-Party, auf Scargill und die Seinen ein und sammelt allenfalls noch Geld für die Bergarbeiterkinder. In Brampton wird auch das gelassen hingenommen.

»Die Stimmung war noch nie so freundlich hier wie jetzt«, sagt Arm, die Frau von Mick. Die Leute in dem 2.500-Seelen-Dorf sind näher zusammengerückt und helfen sich gegenseitig. Arm hat einen Aushilfsjob in der VW-Werkstatt gefunden. Das bringt 27 Pfund - rund 100 Mark - die Woche ein. Die Miete für die Reihenhauswohnung beträgt 21 Pfund die Woche, aber der Eigentümer, die Gemeindeverwaltung, hat die Miete für die Dauer des Streiks auf neun Pfund reduziert. Nach den Kosten für Strom, Telefon und Versicherungen bleiben sieben oder acht Pfund in der Woche für die beiden, denn Mick erhält keinen Pence. Nach den Richtlinien des Sozialamts ist nämlich die Tochter Michelle zu wohlhabend. Die 18jährige verdient als Näherin in einer Kleiderfabrik 100 Pfund in der Woche, fast 400 Mark. Die Carters haben den Farbfernseher abgemeldet, das spart, und für ein Pint im Pub wird nur noch selten Geld ausgegeben. Unglückseligerweise rauchen beide.

Den Nachbarn geht es auch nicht besser. Junggesellen erhalten vom Sozialamt nichts, weil die ja niemanden unterhalten müssen außer sich selbst. Familien ohne »reiche« Töchter beziehen 21 Pfund die Woche plus neun oder 13 Pfund pro Kind - je nach Alter. Davon werden allerdings 15 Pfund wieder abgezogen, weil die Tory-Regierung es geschafft hat, ein Gesetz zu verabschieden, das eine Streikunterstützung von der Gewerkschaft *unterstellt* - auch, wenn es sie gar nicht gibt, wie in diesem Streik.

Für warme Mahlzeiten sorgt dreimal in der Woche die Kantine im Streiklokal, die von einer Frauengruppe aus dem Dorf betrieben wird. Dort bringen die Kaufleute aus der Umgebung mal Geld, mal Lebensmittel vorbei. Kredit gibt es in den meisten Geschäften, selbst an der Tankstelle für die, die noch ein Auto haben. Die Banken haben die Ratenschulden gestundet, die Feuerwehr zeigt sich solidarisch und hat Streikende »adoptiert«.

Geldspenden aus dem ganzen Land treffen in der NUM-Zentrale in Sheffield ein. Dort hat vor einem Monat ein älterer Herr ein braunes Päckchen für die Frauen der Streikenden abgegeben, ohne seinen Namen zu sagen. Als eine Sekretärin das Packpapier aufriß, fand sie 10.000 Pfund in kleinen Scheinen.

Maurice Jones, Redakteur des Zentralorgans »Miner« ' sagt, daß diesmal vieles anders sei als 1926 beim großen Bergarbeiterstreik. Damals haben die Streikenden und ihre Familien nach sieben Monaten Hungerns aufgeben müssen. Aber heute funktioniert die Nachbarschaftshilfe. »Wer auf der Straße liegt, findet immer einen, der sagt, komm zu mir.«

Diesmal, sagt Maurice, gebe es auch eine Unterstützung von Teilen der Mittelschicht, die hofften, daß ein Sieg der Bergarbeiter die Entwicklung der Atomenergie verzögere. Um .dieses Sympathiepotential abzuschrecken, werde in den Medien die Diskussion über die Gewalt der Streikenden geführt. Die Presse und die Fernsehanstalten bringen immer wieder Bilder von Schlägereien.

Mick hat sich längst abgewöhnt, über dieses Thema noch zu diskutieren. Ach kann nicht mehr jede Gewalt von unserer Seite verurteilen«, sagt er. »Die Gewalt anwenden, sind doch nicht verantwortlich für die Situation, aus der sie entsteht.« Wie immer sich die öffentliche Meinung entwickelt - Mick und die andern in Brampton setzen auf die Zeit. Im Herbst wird die Kohle von den Halden aufgebraucht sein. Dann wird Energie fehlen, und Mrs. Thatcher wird unter Druck geraten. »Dann werden wir gewinnen«, sagt Mick, »und dann werde ich eine Woche lang betrunken sein.«

Ich habe ihm fest versprochen, daß ich ihn anrufen werde. Nach dem Sieg um sechs.

Die NUM bittet um Einzahlungen auf das Konto Nr. 30000009 der Co-op Bank, Sheffield, Bankleitzahl 08-90-75. Stichwort: Miners' Solidarity Fond. Schecks und Postüberweisungen an: NUM , St. James‘ House, Vicar Lane, Sheffield

Konkret 09/84, S. 17

Horst Tomayer

Tour de KONKRET

In viereinhalb Tagen auf dem Rennrad von München nach Hamburg: ein Mann fährt seinen Weg

Gewißlich dient der Schreiber seinem Blatt aufs trefflichste durch seine die Leserschaft in Kenntnis und Erstaunen versetzenden Geschichten und Berichte. Und doch - kann er nicht mehr sein als das Themen, Tragödien, Trends und Tralala bergende Schleppnetz im Strom der Zeit? Kann er, der Artikel-Schreiber, nicht auch Werbeträger sein für sein Blatt, für diesen, dem Humanum dienenden Marken-Artikel?

Mit solchen Fragen wollte ich ausgangs Juli nicht länger aufgehalten sein, hatte ich doch beschlossen, ohne Not und aus freien Stücken eine »Tour de konkret« (Distanz Wildenroth bei München/Hamburg) abzustecken. Im Zentrum der Unternehmung stand die Absicht, für das just am deutschen Kiosk ausgehängte August-Heft Reklame zu fahren, mit einem soliden vierzehngängigen Rennrad der oberen Mittelklasse. Doch sollte es auch eine die mentale Bindung im gleichschenkligen Dreieck Autor/Blatt/Leser festigende Reise werden. Als Werbefläche diente wie selbstverständlich das beidseitig mit dem aktuellen KONKRET-Titel bedruckte T-Shirt von guter, schweißsaugender Cotton-Qualität in der kommoden L(large)Größe. Eine am Lenker über einem Bügel befestigte und von zwei Gummizügen stabilisierte Flasche barg das karge Reisegepäck: Wegwerfrasierer, Regenhaut, Pullover, Straßenkarten, Zahnbürste, Oktavheftchen, Polaroidkamera. Die erste Etappe (210 Kilometer) führte mich von Wildenroth, dem »bayerischen Bethlehem«, welches mir Zweitheimat ist, über Weizenfelder- und Wäldergesäumte Landstraße zur Bundesstraße 2 nach Augsburg, und weiter nach Donauwörth, wo sich, zur Passage ins fränkische Ansbach, wieder die stillere Landstraße anbot. Ein Stück Bundesstraße 13 nutzend, erreichte ich das reizvolle Städtchen Bad Windsheim wieder via Feld und Wald - gerade rechtzeitig vor Einbruch der Nacht und von der sengenden Sonne des Tages gezeichnet. Hier mochte es, bei einem Schoppen fränkischen Weines, wohl angesagt sein, die rüpelhafte Rücksichtslosigkeit so manches Automobilisten wie skandalöse Fahrradpflegedefizite seitens jüngerer Überlandfahrer zu reflektieren: Das Nach-Öl-Gestöhn furztrockener Fahrradketten müßte, so schien es mir spontan, mit sofortigem Tretverbot geahndet werden.

Die zweite Etappe, die, nach nächtlichem Hagelgewitter, von bedecktem Himmel, kühler Brise und zeitweiligem Regen charakterisiert war, sah mich auf der Landstraße über Markt Bibart und Enzlar nach Schweinfurt eilen. Von hier aus nahm ich die Bundesstraße 19 nach Bad Neustadt an der fränkischen Saale, wobei mir die vier Kilometer lange Abfahrt mit Spitzengeschwindigkeiten um die 60 km/h einen unheimlich starken Abgang bereitete. Die letzten dreißig Kilometer gings durch die höhentückische Rhön, beständig aufwärts im kleinsten Gang, bis ich, die Wasserkuppe rechterhand, den Scheitel der »Schwedenschanze« (700 m) erreicht hatte, von wo aus mich wieder die sausende Schußfahrt hinab ins hessische Gersfeld belohnte. Jene den Notdienst versehende Apothekerin, die mir Creme und Puder für das gerötete Gesäß verweigerte, wird freilich in häßlicher Erinnerung bleiben. Der Tageskilometerzähler blieb bei 147 stehen.

Über die Landstraße 279 ging es nächsten Morgen bei strahlendem Sonnenschein Richtung Fulda, von dort aus die Bundesstraße 27 nach Hünfeld und weiter nach Bad Hersfeld, Bebra, Sontra, Eschwege, Bad Sooden-Allendorf, hinauf nach Witzenhausen und weiter nach Göttingen und schließlich Northeim, wo ich, nach exakt 200 Kilometern Tagesleistung, nächtigte.

Die vierte Etappe startete ich bei bestem Befinden wie auch die vergangenen Tage nach reichlichem Frühstück und geduldiger Lektüre der Lokalzeitung gegen zehn Uhr. Nach Einbeck ging es, über Landstraße, und weiter nach Alfeld, durch die Sieben-Berge nach Hilesheim, wo ich die Radfahrhose wechselte und frisch montiert den tausendjährigen Rosenstock visitierte. Weiter führte der Weg nach Sehnde, Lehrte Burgdorf, und über die Bundesstraße 3, eine vorzügliche, schnelle Kilometer abführende Trasse, ging es nach Celle. Bei Sonnenuntergang war Soltau erreicht, das Tagesetappenziel. Tagesleistung: 190 Kilometer.

Die fünfte und Schluß-Etappe hätte bei günstigerer Witterung auf die vier Tagesstrecken verteilt werden können, fehlten doch nur knapp hundert Kilometer zum Ziel Hamburg, das ich, nach kleinen Pilz- und Beeren-Exkursionen im Heidewald, bei gemächlichem Tempo am frühen Nachmittag dieses langen Samstags im August erreichte.

Das Harburger Gefälle hinabgleitend sinnierte ich beschwingt über diese »Tour de konkret«, wieviele Zehntausende von (konkreten) Blickkontakten auf der insgesamt knapp 850 Kilometer langen Strecke wohl zusammengekommen sein mochten. Wie stark war der werbende Eindruck auf die Entgegenkommenden? Wie stark der der mich Überholenden (nicht gerechnet die werbende Ansprache während der Pausen in den Wirtshäusern der kleinen und großen Städte)? Ich durfte, glaube ich, mit dieser Leistung, welche ich im Vorfeld der Feierlichkeiten zum zehnjährigen Bestehen des neuen KONKRET auf den Gabentisch des Blattes zu plazieren mich die Ehre zu haben nicht scheue - ja, ich durfte zufrieden sein!

Konkret 09/84, S. 25

Leo Gabriel

Der Alltag

Seit drei Jahren schon tobt der ungleiche Krieg zwischen den von den USA hochgerüsteten salvadorianischen Streitkräften und der »Frente Farabundo Marti de Liberación Nacional« (FMLN), die heute beinah ein Drittel des Landes kontrolliert. Der Schwerpunkt der Kriegsführung der Armee hat sich auf den massiven Einsatz der Luftwaffe verlagert, die täglich bis zu 30 Einsätze mit ihren »Dragon Fly«-Bombern fliegt. Ein Reporterteam der APIA besuchte die vorgelagerte Zentralfront der FMLN am nur 25 Kilometer weit von der Hauptstadt entfernten Guazapa-Vulkan, in dessen labyrinthartigen Bergtälern die ländliche Zivilbevölkerung Zuflucht genommen hat

Den »vordersten Schützengraben der Revolution« bezeichnen die Guerilleros das von ihr beherrschte Gebirgsrefugium rund um den strategisch wichtigen Guazapa-Berg, auf dessen Höhen sie ihren Kommandostand eingerichtet haben. Der Mangel an Munition und das Fehlen einer geeigneten *Luftabwehr* hat sie gezwungen, ihre Lager unter dem Schutze des dichten Laubdaches der Bergwälder einzurichten.

Von Zeit zu Zeit ist das entnervende Brummen der amerikanischen »OV 1-B Mohawk«-Aufklärer zu vernehmen, die jede Nacht von ihrem Stützpunkt Palmerola in Honduras aus starten und die befreiten Zonen überfliegen. Ausgestattet mit hochsensiblen *Infrarotortungsgeräten* sind sie in der Lage, die von Menschen oder Tieren ausgestrahlten Wärmefelder zu lokalisieren. 600 US-Soldaten werten die Daten binnen Minuten aus und leiten sie an die lokalen Einheiten weiter. Obwohl auf diese Weise die Militärposten innerhalb kürzester Zeit über jede Bewegung der Guerilla informiert sind, lassen sich unsere Begleiter, ortskundige Campesinos, nicht aus der Ruhe bringen. Sie wissen um die Feigheit der Posten, an denen wir im Abstand von ein, zwei Kilometern vorbeimarschieren.

» Wenn sie uns schon damals, als wir uns, mit ein paar Pistolen und Steinen bewaffnet, verteidigen mußten, nicht fertig machen konnten, wie sollen sie es jetzt, wo wir ein ganzes Heer besitzen?« meint Comandante *Pedro Guerra,* Chef der Guerilla am Guazapa. Ausführlich erzählt er uns von den Massakern an den Bauern, die zu Beginn der 70er Jahre gegen die Enteignung ihrer Grundstücke protestiert hatten. Damals ließ der Ölkonzern »Shell« ihr Land überschwemmen, das jetzt als Becken für den Suchitoto-Stausee dient, an dessen Fuße eines der größten Elektrizitätswerke Zentralamerikas, die *»Presa del Cerron Grande«,* steht.

»Als wir uns am 10. Januar '81 nach der ersten großen Militäroffensive der FMLN mit 30 Männern auf den Guazapa zurücktogen, sagten uns die revolutionären Analytiker und Militärstrategen, wir seien wahnsinnig. Aber wir sind nicht bei der Analyse, sondern auf unseren Fußen stehengeblieben, und die haben uns weder im Kampf noch auf der Flucht im Stich gelassen«, erklärt der Comandante nicht ohne Stolz.

Den erbittertsten und verlustreichsten Widerstand leisteten die Guerilleros, als im Februar '83 die Armee bei ihrer zehnten Offensive, eine Division von 12.000 Mann, unterstützt von Panzerverbänden und der Luftwaffe, am Guazapa-Berg einfiel, um die FMLN endgültig zu schlagen. San Salvador warf damals die Hälfte seiner Streitkräfte in den Kampf. Acht Tage dauerte die Schlacht, bis die Regierungssoldaten mit 250 Toten wieder abziehen mußten. Einzig auf dem *Roblar,* der östlichsten der drei Bergspitzen, unterhalten die Streitkräfte aus propagandistischen Gründen einen Militärstützpunkt, der nur durch Helikopter, die die salvadorianische Luftwaffe aus den Mitteln der nordamerikanischen Militärhilfe für den Wahlkampf angekauft hatte, versorgt werden kann.

An die Leiden der Zivilbevölkerung werden wir erinnert, als wir durch die Schluchten und über die unwegsamen Abhänge des Bergmassivs laufen. Links und rechts verbranntes Land, auf dessen Fruchtbarkeit nur noch einige verbrannte Baumstämme hindeuten. Beinahe jede Dorfkirche und jedes Lehmziegelhaus, an denen wir vorbeikommen, gleicht einer Schutthalde. Viele der Ruinen sind unbewohnt, in anderen sitzen die Bauern neben ihren selbstausgebauten Tatus (Luftschutzschächte). Nur hier und da zeugt ein verstecktes Holzkreuz neben einem der zahlreichen Bombenkrater von den Opfern der Luftwaffe.

»Hast du denn keine Angst vor dem Tod?« frage ich Oscar, einen jungen Bauern.

»Ja, wir haben hier alle Angst vor dem Tod«, erwidert Oscar. »Da gibt es die verschiedensten Todesarten: durch Bomben, Maschinengewehrfeuer, kleine Raketen, Mörser, Handgranaten und Kugeln vieler Kaliber. Der Tod ist wie der abgebrannte Baum hier, ein Anblick, der für die anderen schlimmer ist als für einen selbst. Gerade deshalb kämpfen wir jeden Tag um unser Überleben.«

Dieser tägliche Kampf zeigt sich in den scheinbar kleinen Dingen, die hier eine lebenswichtige Bedeutung bekommen: ein geschützter Platz für eine Feuerstelle, meist am Fuße eines von den Bäumen überwucherten steilen Abhanges; ein Bach in der Nähe, von dem rasch Trinkwasser geholt werden kann, und die Zugehörigkeit zu einer Organisation, die rechtzeitig vor dem Herannahen der Soldaten warnt und die Versorgung mit Mais und Bohnen garantiert. Sie bilden die Existenzgrundlage der Zivilbevölkerung in den Basislagern, in denen ein ausgeprägter Gemeinschaftssinn herrscht. In vielen Gemeinden wurde eine Lokalverwaltung gewählt, die sogenannten »Consejos Populares« (Volksräte), die sich um die

landwirtschaftliche Produktion, das Gesundheitswesen, die örtliche Verteidigung und auch um die Alphabetisierung der Erwachsenen und Jugendlichen kümmern sollen.

Dabei stellt der Mangel gewisser Waren wie Medikamente, Seife oder Papier, die von anßerhalb der Zone eingeschleust werden müssen, ein besonderes Problem dar. »Gott sei Dank gibt es jetzt viel mehr Unterstützung in den Städten für uns«, sagt Marcelina Anaya. Die Frau hatte schon mitgearbeitet, als es am Guazapa noch keine FMLN, sondern nur die christlichen Basisbewegungen gegeben hatte. »Ohne diese Helfer würden wir in den Städten sofort von Polizeispitzeln, die auch aus dieser Gegend kommen, angezeigt werden.«

Trotz der Schwierigkeiten scheint die Versorgung zu klappen. In keiner der von uns besuchten Zonen fehlt es an Essen. Manchmal wird uns ein Stück frischer Käse oder Fleisch von einem notgeschlachteten Pferd als besonderer Leckerbissen angeboten. Ein großer Teil der Ernte wird in Blechspeichern vergraben. Die Produktionsbetriebe werden besonders gut bewacht und beschützt. Mitten im Wald entdeckten wir eine Schuhmacherkooperative, die wöchentlich 30 Paar Schuhe herstellt. Sogar ein Uhrmacher hat hier seine Werkstatt aufgeschlagen.

Die Bauern, die hier in handbetriebenen Zuckerrohrmühlen den süßen Saft gewinnen, und die Fischer, die nachts auf den Suchitotosee hinausfahren und am Morgen mit reichem Fang zurückkehren, wickeln ihre Geschäfte mit der Guerilla ebenso im »bargeldlosen Zahlungsverkehr« ab wie alle anderen Produktionsstätten in dieser Gegend. Drei Tage in der Woche arbeiten sie für sich und für ihre Gemeinde und drei Tage für die bewaffneten Kämpfer, die sie dafür mit Salz, Kaffee und Seife versorgen.

Auch bei der Aufteilung des von Großgrundbesitzern zurückgelassenen Landes gibt es eine Mischform zwischen privatem und kollektivem Eigentum. Denn einerseits befinden sich die meisten der vielfach zerstörten Bauernhöfe im Familienbesitz der Einheimischen, andererseits gibt es Land, dessen Erträge direkt in die Speicher der Gemeinde gehen. Und nicht zuletzt existieren die sogenannten Produktionsbrigaden. Das sind Gruppen von etwa 25 Bauern, die zu den Guerillaverbänden gehören und für die Versorgung der Kämpfer arbeiten.

Fast schutzlos jedoch ist die Bevölkerung den Bombardierungen ausgesetzt. An einem einzigen Tag wurden hier 60 Bomben, abgeworfen, in den letzten Monaten haben sich die Bombenabwürfe über den befreiten Zonen vervielfacht. Das Wettrennen mit dem Tod beginnt wenn der erste Jagdbomber »*A-37 Push and Pull«,* der erste *»Dragon Fly«* oder der in Israel eingekaufte *»Fuga Magister«* auftaucht. *Marcelina Anaya,* die zwei Kinder bei einem Luftangriff verloren hat, zeigt uns ihren verbrannten Rücken. Sie muß sich von ihrer 8jährigen Tochter, die ebenfalls überlebt hat, jede Frage wiederholen lassen. Die Explosion hatte eines ihrer Trommelfelle zerrissen. *»Wir leben in großer Angst hier«,* klagt sie, *»wir schlafen in den Schächten. Wenn wir das Flugzeug sehen, bleiben wir da - ohne zu essen und zu trinken, manchmal tagelang.«* Woher kommen die Flugzeuge, frage ich. *»Die schicken uns die Gringos, nachdem sie gesehen haben, daß uns die Soldaten nicht ausrotten konnten. Der Imperialismus kommt jetzt vom Himmel. «*

Am nächsten Morgen machen wir uns wieder auf den Weg. Unsere Führer scheinen doch etwas von ihrer Gelassenheit verloren zu haben und machen einen beunruhigten Eindruck. Vor unserem Aufbruch war nämlich ein Aufklärungsflugzeug über unseren Köpfen gekreist. Prompt schreit auch einer, gerade als wir unsere Rucksäcke gepackt hatten: *»Flugzeug!«* Ehe ich realisieren kann, was eigentlich los ist, stehe ich allein mit dem Gepäck da. *»Kommen Sie rasch, bleiben Sie nicht im Haus«,* ruft eine Stimme von weiter unten. Aber in diesem Augenblick reißt mich eine Explosion hoch, und ich lande auf dem Bauch. Plötzlich ist es ganz still. Ein ersticktes Kindergeschrei und das Gackern eines Huhnes dringen an mein Ohr. Nachdem eine Weile nichts passiert, rapple ich mich auf. Nach und nach steigen auch die anderen aus den Luftschutzschächten.

Die Sonne scheint schon im Zenit, als wir uns einen steilen Berghang hochhanteln. Wieder ertönt der Ruf *»Flugzeug!«.* Wir legen uns flach. Ein Riesenvogel, ich glaube eine »C-130«, braust über unsere Köpfe hinweg. Erst jetzt bemerke ich, wie ein Feuer, das den Wald um uns erfaßt hatte, näherrückt. Ich springe auf, um weiterzulaufen, da erblicke ich plötzlich das breite Lächeln eines schnurrbärtigen Mannes im Kampfanzug. *»Woher kommst du?«* will er wissen, *»und was suchst du hier?«* Wir wollen zu Comandante Ramon, erkläre ich. Er zögert und wirft ein paar mißtrauische Seitenblicke, dann sagt er: *»Ich bin Ramon. Wir sind gerade unterwegs zu einer militärischen Aktion. Wenn ihr wollt, könnt ihr mit mir im Kommandostab mitkommen.«*

Eine halbe Stunde später traben wir hinter *Ramon Torres* her, dem obersten Militärchef der gesamten »Zona Central«. Nur er und seine Begleiter wissen, wohin es geht. *»Haben Sie vor dem Kampf nie Angst vor unangenehmen Überraschungen?«* frage ich. *»Nicht alle Schlachten sind große Siege, aber wir haben noch nie eine vernichtende Niederlage erlitten. Wir kennen die Mentalität unseres Feindes, und wir planen unsere Aktionen sehr genau. Deshalb steht der Faktor Überraschung fast immer auf unserer Seite. «*

Noch am selben Abend kommen wir auf eine breite Hochebene. Ramon, umringt von schwerbewaffneten Funktechnikern, erteilt seine Befehle über die nagelneue Sprechfunkanlage, die er beim spektakulären Sturm auf die Kaserne von El Paraiso erbeutet hatte. Schlag Mitternacht fallen die ersten Schüsse. Sie kommen aus der Gegend der rund zwei Kilometer

entfernten circa 30.000 Einwohner zählenden Provinzhauptstadt *Suchitoto.* Leuchtraketen steigen auf, Helikopter schwärmen aus. Dann wird es wieder ruhig.

Am nächsten Morgen werde ich durch das Aufheulen von Flugzeugmotoren geweckt. Ramon schreit ins Funkgerät: *»Bleibt nicht stehen! Rückt näher an den Feind heran, damit euch die Luftwaffe nicht bombardieren kann«.* Drei Stunden tobt der ungleiche Kampf zwischen der Luftwaffe und den Guerilleros, bei dem die »A-37«-Jagdbomber immer wieder mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit zum Sturzflug ansetzen. Davonlaufen nützt nichts, es ist das beste Mittel, zur Zielscheibe zu werden. Und so überlassen die Kämpfer es ihrem Glück, ob sie getroffen werden oder nicht. Dann gibt Ramon den Befehl zum Rückzug und fordert gleichzeitig zwei andere Einheiten auf, ein nachstoßendes Infanteriebataillon auf der Straße nach Suchitoto in die Zange zu nehmen.

»Suchitoto war nur der Köder«, beantwortet Ramon meinen fragenden Blick. *»Hören Sie doch selbst, wie aufgebracht die Heeresführung jetzt ist«.* Als ich mit meinem Tonbandgerät in die Nähe der Funkabhöranlage komme, ertönt aus dem Lautsprecher die Stimme eines Armeeoffiziers: *»Im Gebüsch sind wir auf einige Leute in Zivil gestoßen, ich ließ das Feuer eröffnen ...* « Dazwischen die Stimme eines Gringos: *»Hier gibts einen Toten.«* Jetzt meldet sich die Stimme des Kommandanten: *»Hier ist eben eine Gruppe von Journalisten vorbeigekommen, sind das nicht die gewesen?«* Kaum habe ich den Funkspruch zu Ende gehört, ruft mir Ramon *zu: » Veröffentlichen Sie das, sonst heißt es, die Guerilla wäre es gewesen. «*

Zurück in San Salvador lese ich in der Zeitung, daß »Newsweek«-Fotograf *John Hoagland* angeblich in einem »Kreuzfeuer« ums Leben gekommen sein soll.

Letzten Endes war die Schlacht nicht so erfolgreich, wie es die FMLN erwartet hatte. Schon in den frühen Morgenstunden konnten sieben Hubschrauber in insgesamt 21 Flügen 400 Soldaten in die Nähe der Kaserne von Suchitoto bringen, worauf die Guerilleros den Rückzug antreten mußten. Auch die Zangenoperation erreichte nicht völlig ihr Ziel. Eine Bombe hatte dem Stoßtrupp der Guerilla zwei Tote und sieben Verletzte zugefügt.

»Das Ziel dieser Aktionen ist es, dem Gegner heftige Schläge zu versetzen und dabei viele Waffen zu erbeuten«, erklärt Ramon Torres. Bei diesem Gefecht konnte die FMLN siebzehn zum Teil schwere Waffen in ihren Besitz bringen und drei Gefangene machen.

Den Rückzug in das Hauptlager treten wir in Begleitung Hunderter Kämpfer an, die sich in ihren olivgrünen Uniformen kaum von dem satten Grün des Blätterwaldes im Flußtal unterscheiden. Alle sind mit automatischen Gewehren - meist mit amerikanischen M-16 - bewaffnet. Einige Männer schleppen Granatwerfer, Panzerfäuste und Maschinengewehre.

Kasten Seite 27

Rinderfett und Bibel

Die Kirche in El Salvador steht mitten in einer Zerreißprobe; die Bischofskonferenz ist gespalten und steht oft nicht hinter ihrem Vorsitzenden Rivera y Damas, der einen Kurs der Aussöhnung mit dem Duarte-Regime steuert. Für Padre Sanchez ist klar, wo er steht, mitten unter den Armen und vom Krieg Bedrohten

Bei jeder Ruhepause während des langen Marsches durch die von der Guerilla kontrollierten Gebiete geht das Fäßchen mit Rinderfett von Padre Rutilio Sanchez von Hand zu Hand. »Wenn du das eher verwendet hättest, wären deine Füße jetzt nicht voller Blasen«, lacht der Priester unter seinem breitkrempigen Sombrero.

Das Rinderfett ist nur eines der vielen Beispiele dafür, daß Rutilio Sanchez ein praktisch eingestellter Mann ist. Als Sohn von Bauern ist er an das Landleben in El Salvador gewöhnt. Schon 1968 war er an der Organisation der von der Armee und den Großgrundbesitzern schwer bedrängten Bauerngewerkschaften beteiligt. Seit 1981 arbeitet er als einer der wenigen Priester in den von der Befreiungsbewegung FMLN kontrollierten Gebieten.

Die Pistole, die Sanchez in seinem Gürtel trägt, legt er nur beim Lesen der Messe ab. »Viele Leute regen sich darüber auf, daß ein Priester eine Waffe trägt«, brummt er unter seinem buschigen Schnurrbart, »natürlich wissen die nicht, daß ich immer, wenn die Armee kommt, bis zum Schluß mit den Leuten in der Gemeinde bleibe. Dabei sind wir schon einige Male von Soldaten umstellt worden. Da mußte ich schießen, um den Leuten die Möglichkeit zur Flucht zu geben. Ich glaube nicht, daß ich dabei jemals einen Soldaten getötet habe.«

Meine Frage, ob er nun ein Priester oder ein Guerillero sei, quittierte er mit einem Lächeln. »Nein, ich bin kein Guerillero, aber jede pastorale Arbeit hat einen politischen Inhalt. Die christliche Philosophie hat mit dazu beigetragen, die Sklaverei und den Feudalismus zu überwinden. Ich glaube, daß das Christentum auch den Kapitalismus in eine Gesellschaftsform umgestalten kann, die das Gemeinwohl für alle anstrebt. Außerdem bin ich persönlich davon überzeugt, daß jeder Hirte das

Recht hat, seine Schafe zu verteidigen, und Selbstverteidigung ist philosophisch und theologisch nicht mit Gewalt gleichzusetzen.«

Einige Tage später, nach den täglichen Bombardements, kommt Sanchez noch einmal auf das Thema zu sprechen: »Ich erinnere mich, wie schon im Jahre 1968 friedliche Proteste von der Armee in Blut erstickt wurden. Die Bevölkerung ist erst danach auf die Suche nach anderen Wegen gegangen, um Gerechtigkeit im Lande herzustellen.«

In den sechs Tagen, in denen ich mit dem 38jährigen Priester durch die Gegend marschiere, wird deutlich, daß er seine pastorale Arbeit in der Tat nicht auf Sakramente und Predigt beschränkt. Am Morgen hilft er oft mit beim Maisanbau und erzählt den Bauern, daß ihr Kampf ums Land gerechtfertigt ist. Auch macht er in jedem Gesundheitsposten eine genaue Bestandsaufnahme der vorhandenen Medikamente. Am Abend schickt er dann lange Listen mit einem Kurier in die Hauptstadt, damit zumindest das Notwendige rasch geliefert wird. Aber die meisten Abende verbringt er damit, vor Hunderten von Bauern eine Messe zu lesen. Sanchez zeigt zum Himmel, als er sagt: »Wir können die Gottesdienste nur am Abend feiern, wegen der Bombardements.«

Seine Predigten, die trotz der für die Campesinos ungewohnt späten Stunde oft mehr als drei Stunden dauern, benutzt Sanchez auch für Ratschläge zur Bekämpfung der Malaria und sagt, wie man sich vor den neuen amerikanischen Aufklärungsflugzeugen schützen soll. Ach fühle, daß meine Anwesenheit hier den Leuten viel Trost gibt, sagt der Priester, nachdem die Messe zu Ende ist, und fügt hinzu: »Es wäre wunderbar, wenn mehr Priester in die Kampfgebiete kämen.«

Sanchez führt die Tatsache, daß gegenwärtig nur vier Priester in den »Guerillagebieten« (FMLN-Zonen) arbeiten, vor allem auf die gespaltene Haltung der salvadorianischen Kirchenhierarchie zurück. »Monsenor Arturo Rivera y Damas, der Erzbischof von San Salvador«, sagt Sanchez, »das ist ein progressiver Mann, dem aber die Hände gebunden sind, weil er die meisten anderen Bischöfe gegen sich hat. Dadurch, daß er uns nicht verurteilt, gibt er uns einen moralischen Auftrieb.«

Auch sind viele seiner Priesterkollegen, meint Sanchez, zu bequem, um die harten Lebensbedingungen ertragen zu wollen: »Es ist natürlich viel leichter, in einer Pfarre zu sitzen, als durch ein Kriegsgebiet zu ziehen. Der erste Punkt auf der Tagesordnung ist hier der Tod.«

Sanchez gibt zu, daß die christlichen Basisgemeinschaften mit dem Mord an Erzbischof Oscar Arnulfo Romero im Jahre 1980 einen schweren Rückschlag erhalten haben: »Durch die Kraft seiner Stimme nahmen auch viele Priester eine mutigere Haltung ein, aber da der jetzige Erzbischof aufgrund seiner schwierigen Position viel neutralere Töne anschlägt, sind viele Priester heute weitaus vorsichtiger.«

Außerdem sei die selektive Repression eine wichtige Ursache für die Schwächung der christlichen Basisbewegungen: »Seit 1976 sind 14 Priester und mehr als 500 Vorsteher von Basisgemeinden ermordet worden. Die Bewegung wurde dadurch enthauptet und hat sich noch immer nicht davon erholt.«

Konkret 09/84, S. 30

Jürgen Reents

Laßt die Raketen jetzt los

Ein Oktoberfest ganz besonderer Art feiern die Außen- und Verteidigungsminister der Bundesrepublik Deutschland, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens und der drei Benelux-Staaten am 23.10. dieses Jahres: Dann nämlich hat die »Westeuropäische Union« (WEU) ihren dreißigsten Geburtstag, den die Herren gebührend vermarkten wollen. Wäre in der letzten Zeit nicht hier und da schon mal von einer Wiederbelebung der WEU die Rede gewesen, dann könnten vermutlich nur ganz exotische Geschichtskenner etwas mit diesem Kürzel anfangen, und der politische Normalverbraucher würde weiterhin keinen Unterschied zur EG ausmachen und innerlich über Butterberge und Obstvernichtung schimpfen. Aber die Sache ist schlimmer. Die WEU wird zur Realform der »Europäisierung der Sicherheitspolitik«, und da geht's um die Kanonen, nicht um die Butter

Eigentlich ist die WEU schon im März 1948 gegründet worden, damals ohne Italien und Westdeutschland. Sie sollte ein Verteidigungspakt gegen ein mögliches Wiedererstarken vor allem des deutschen Militarismus sein und durch eine automatische Beistandsklausel gegenüber einem bewaffneten Angriff die Geschichte der faschistischen deutschen Oberfälle auf Holland, Belgien und Frankreich unwiederholbar machen. Aber das Mißtrauen gegen das westdeutsche Überbleibsel des ehemaligen Kriegsgegners währte bekanntlich nicht lange. Anfang der fünfziger Jahre wurde die Adenauer-Regierung mit den Westmächten bereits über eine Remilitarisierung der Bundesrepublik handelseinig, 1954 wurde die BRD in die WEU und parallel dazu in die NATO integriert.

Allerdings galten damals noch eine Reihe Rüstungsbeschränkungen für die BRD, zu denen Adenauer sich in einem Zusatzprotokoll zum WEU-Vertrag verpflichtet hatte. Diese Rüstungsbeschränkungen betrafen einen Herstellungsverzicht für atomare, biologische und chemische Waffen und ebenso einen Herstellungsverzicht für größere Kriegsschiffe, strategische Bomber und weitreichende Raketen (ab 70 Kilometer Reichweite).

Den Herstellungsverzicht für größere Kriegsschiffe setzte der WEU-Rat vor gut vier Jahren außer Kraft - auf Antrag der sozialliberalen Bundesregierung. Seit dem 2 1. Juli 1980 dürfen bundesdeutsche Rüstungskonzerne auf bundesdeutschen Werften Kriegsschiffe beliebiger Tonnage, einschließlich atomgetriebene U-Boote, produzieren. Die SPD/FDP-Regierung erwirkte gleichzeitig, daß das Manövergebiet der Bundesmarine fortan bis weit ins europäische Nordmeer ausgeweitet wurde, über das norwegische Bergen und die Faröer-Inseln hinaus. Dort kreuzte bis dato die NATO-Flotte der USA. Sie kann jetzt dank bundesdeutscher Entlastung ihre Präsenz in anderen Regionen der Welt verstärken.

Am 27. Juni dieses Jahres nun ließ die Kohl-Regierung auch den Herstellungsverzicht für strategische Bomber und weitreichende Raketen vom WEU-Rat aufheben. Die Verpflichtung der BRD, keine atomaren, biologischen und chemischen Waffen zu produzieren, soll den Beteuerungen der Bundesregierung zufolge aufrecht erhalten bleiben.

Aber nicht alles, was die Bundesregierung beteuert, ist auch wirklich glaubhaft. Häufig genug sind ihre Beteuerungen sogar schon zu dem Zeitpunkt eine Irreführung und Falschmeldung, wo sie feierlich ausgesprochen werden. Bei der jüngsten Aufhebung der WEU-Rüstungsbeschränkungen ist dies eindeutig der Fall, wenn Staatsminister Möllemann am 28. Juni im Bundestag erklärte, dies stünde *»in keinem Zusammenhang mit konkreten Rüstungsvorhaben«.* Es steht doch.

Mindestens zwei Rüstungsvorhaben mit Beteiligung westdeutscher Rüstungskonzerne, an denen schon seit einiger Zeit rumgebastelt wird, könnten nach vormaligem WEU-Recht in der Bundesrepublik nicht bis ins Produktionsstadium vorangetrieben werden: der *Seezielflugkörper ANS* und eine neue *Abstandsrakete für das Tornado-Flugzeug,* beides Beschaffungsprojekte für die 90er Jahre.

Bei der ANS handelt es sich um eine Rakete mit einer geplanten Reichweite von 200 Kilometern, also fast das Dreifache der bislang laut WEU-Vertrag festgelegten Maximalgrenze für westdeutsche Raketenproduktionen. Entwickelt wird die ANS in Kooperation zwischen Messerschmidt-Bölkow-Blohm (MBB) und der französischen Aerospatiale. Die französische Regierung und die Bundesregierung haben bereits *vor* der genannten Aufhebung der WEU-Rüstungsbeschränkungen das bei solchen Kooperationsprojekten übliche Memorandum of Understanding über die bis 1986 dauernde Definitionsphase dieses Flugkörpers ausgearbeitet (siehe »Wehrtechnik« 2/84). Das bundesdeutsche Kostenvolumen für die ab 1995 zu erwartende Beschaffung der ANS soll sich auf circa 2,8 Milliarden Mark belaufen.

Um den Zuschlag für die Abstandsrakete für den Tornado (Long Range Stand Off Missile - LRSOM) rangeln sich derzeit zwei Konsortien, das eine mit Beteiligung von MBB, das andere mit Beteiligung von Dornier.

Ober die Reichweite gibt es bei den beteiligten Regierungen der Bundesrepublik, Großbritanniens und der USA allerdings noch Meinungsverschiedenheiten: der Bundeswehr-Führung scheinen 40 bis 120 Kilometer zu genügen, während das US-amerikanische Oberkommando deutlich mehr möchte. Technisch möglich bei diesem Projekt sind bei einer Verwendung von Strahltriebwerken laut »Wehrtechnik« 5/84 circa 600 Kilometer. Eine Waffe also, die sich ideal in das *Air-Land-Battle-Konzept (»Der Angriff in die Tiefe trägt den Kampf zum Gegner)* einpaßt. Hans Rühle, Planungschef im Bundesverteidigungsministerium, wurde von der Militärzeitschrift »Aviation Weck and Space Technology« (Ausgabe vom

21.5.84) über dieses Projekt mit den Worten zitiert: » Wir *müssen weitreichende Abstandsraketen haben oder alle unsere Operationspläne für den Tornado ändern.«* Knapp 400 Millionen Mark will die Bundeswehr-Führung sich die Entwicklung dieser LRSOM kosten lassen und rund 1,5 Milliarden Mark die Beschaffung von 500 Stück. Daß auch die Entwicklung von eigenen *Marschflugkörpern* bei der »Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt« (DFVLR) im baden-württembergischen Lampoldshausen irgendwann mit den alten WEU-Rüstungsbeschränkungen kollidiert wäre, kann zumindest angenommen werden.

Die DFVLR, die 1984 für ihre sowohl zivilen als auch militärischen Forschungen öffentliche Gelder in Höhe von knapp 350 Millionen Mark erhält, und auf deren Fördervereinsliste auch die Namen der Rüstungsgesellschaften Dornier, MBB und OTRAG stehen, hat bislang keine Reichweiten genannt, die die von ihr entwickelten Marschflugkörper haben könnten. Der Hinweis in ihren Veröffentlichungen, daß es sich um Marschflugkörper *»großer Transportleistung«* handeln soll, läßt allerdings auf größere Reichweiten schließen - denn die Transportleistung ist nicht zuletzt für die Menge des mitführbaren Brennstoffes und mithin für die Reichweite ausschlaggebend.

Es ist also zur Renaissance nicht nur für Adenauers Enkel, sondern auch für die Enkel Wernher von Brauns und seiner Peenemünder Wunderwaffen-Forscher aus dem Zweiten Weltkrieg eingeläutet worden. Welchen anderen Sinn soll die Aufhebung bisheriger Rüstungsbeschränkungen auch haben, wenn nicht den, zukünftig das zu tun, um dessen »völkerrechtliche« Erlaubnis (die Schreibmaschinentaste drängt es förmlich zum Anführungszeichen) man sich so emsig bemüht hat? Nur juristische Selbstbefriedigung der Bundesrepublik? Heilige Einfalt!

Die Bundesrepublik ist durch die bisherigen WEU-Rüstungsbeschränkungen *»diskriminiert«* gewesen, haben namentlich Genscher und Möllemann immer wieder heruntergebetet.

Man merke erstens: das Recht (besser wohl: die Möglichkeit) zum Fernraketenbau ist demzufolge ein Akt staatlicher »Emanzipation« - für wen, gegen wen und wohin?

Und man merke zweitens: diese militarisierte »Emanzipationsphilosophie« kann ihre Logik allen gegenwärtigen Beteuerungen zum Trotz selbstverständlich auch auf den Besitz von oder die Mitverfügung über Atomwaffen entfalten - denn ist es keine *»Diskriminierung«,* wenn die BRD nicht haben dürfen soll, was auch die USA, Großbritannien und Frankreich innerhalb der NATO haben?

Wenigstens dürfen möchten einige auch heute schon: CDU-Fraktionschef *Alfred Dregger,* der in der «Zeit« vom 23. März schrieb, daß *»das notwendige Mindestmaß an europäischer Solidarität«* ausschließe, die britischen und französischen Atomwaffen *»nach Zielsetzung und Einsatz zu einer exklusiv nationalen Angelegenheit zu machen«; Staatsminister Alois Mertes,* der in der »Zeit« vom 16. März jammerte, daß der Nichtverbreitungsvertrag von Atomwaffen »das *Machtungleichgewicht zwischen Westeuropa und Amerika zementiert«* habe und der *»ausschließlich nationale, also nichteuropäische Charakter«* der britischen und französischen Atomwaffen ein Hindernis für eine *»Europäische Sicherheitsgemeinschaft«* und einen *»Europäischen Bundesstaat«* sei; der *CDU-Abgeordnete Jürgen Todenhöfer* der in den »Bonner Perspektiven« des ZDF am 24. Juni von einer *»zweiten Phase ... des Zusammenwachsens der europäischen Staaten zu einem Vereinigten Europa«* schwärmte, in der *»auch die nukleare Einsatzentscheidung auf den Nuklearen Verteidigungsrat Europas übergehen«* müsse; und *Bundesverteidigungsminister Manfred Wörner.* der in einem Interview im ARD-»Wochenspiegel« am 3. Juni zwar die Frage verneinte, ob es bei der deutsch-französischen Rüstungskooperation auch um eine deutsche Mitverfügung über Atomwaffen gehe, dann aber schnell relativierend anschloß, daß es *»eine andere Frage«* sei, *»ob auf diesem Gebiet gemeinsame Planungen möglich sind. Aber das ist wirklich nicht eine Frage für heute oder für morgen.«*

Vielleicht für übermorgen, weil die bundesdeutsche Öffentlichkeit die militaristischen Zumutungen der CDU/CSU nur langsam verdaut?

Die mögliche Entwicklungsrichtung ist nicht herbeiphantasiert, sondern steht bereits als Gedanke und Wort regierungsoffiziell im Raum. Und ihre Dynamik kann mit ziemlicher Wucht auch über denjenigen Teilen der Friedensbewegung zusammenkrachen, die gegen die US-amerikanische Kriegsführungsstrategie und gegen die Planungen für einen »begrenzten Atomkrieg auf dem Schlachtfeld Europa« vor allem nationale (oder »europäisch-nationale«) Motive zu mobilisieren versuchen.

Wie dies je nach geographischer Befindlichkeit in eine unheilvolle Allianz mit den Rüstungsplanern des eigenen Landes oder Westeuropas insgesamt führt - oder sogar, Ironie des Unverstandes, zurück in eine Allianz mit den Rüstungsplanern der USA selbst -, hat der in konservativen Kreisen zu schneller Popularität aufgestiegene französische Exmaoist Andre Glucksmann demonstriert. Aber mag man ihn deswegen auch schnell aus der Linken wegdefinieren (zu Recht) und das Problem damit für erledigt ansehen (nicht zu Recht), so sollten tiefere Gärungen gerade in der französischen Linken für eigene Probleme hierzulande nicht unbemerkt bleiben: die französische Atomstreitmacht ist dort seit geraumer Zeit kaum

noch Gegenstand für Opposition. Ein Sozialist erklärte frohgemut, *»Frankreich«* könne ohne eigene Atomstreitmacht gar keinen politischen Konflikt mit den USA riskieren, wie z.B. die Bereitschaft, bei der Entminung der nicaraguanischen Häfen zu helfen...

Die Wiederbelebung der WEU verfolgt nicht nur den Zweck, der Bundesrepublik zukünftig die eigene Herstellung von weitreichenden Raketen und strategischen Bombern zu erlauben (letztere, die strategischen Bomber, scheinen für die neueren Militärstrategien in der NATO im übrigen auch nur noch von begrenztem Wert zu sein). Möllemanns Charakterisierung, die aufgehobenen Rüstungsbeschränkungen seien *»anachronistisch«* geworden, ist in gewissem Umfang sogar richtig: Für eine ganze Reihe neuerer Militärtechnologien hat es ohnehin nie formelle Verbote für die Bundesrepublik gegeben, weil sie bei Abschluß des WEU-Vertrages noch gar nicht auf dem Planungszettel standen.

So etwa für eine etwaige Beteiligung am Bau einer militärischen Weltraumstation, die der französische Staatspräsident Mitterrand den übrigen westeuropäischen Staaten in einer Rede am 7. Februar dieses Jahres in Den Haag vorgeschlagen hat. So auch für die Entwicklung von Laserwaffen, die u.a. in dem seit 1959 bestehenden deutsch-französischen Forschungsinstitut für Wehrtechnik im elsässischen Saint-Louis betrieben wird.

Die Wiederbelebung der WEU ist der Schuß, der aus der psychologischen Waffe der »Europäisierung der Sicherheitspolitik« abgefeuert wird. »Europäisierung der Sicherheitspolitik« - das hat nichts mit einer Verminderung der Kriegsgefahr in Mitteleuropa zutun, nichts auch mit einer noch so schüchternen Absage an die militärischen Planungen der US-Regierung und des NATO-Oberkommandos.

Die »Europäisierung« vervollständigt diese Planungen getreu dem, was der Rogers-Plan an konventioneller Aufrüstung vorsieht (trotz aller Meinungsverschiedenheiten, die aufgrund der jeweiligen Krisensituation der nationalen Ökonomien über die jeweiligen Steigerungsraten der Militärhaushalte in der NATO bestehen).

Die WEU ist ein geeignetes Vehikel dafür, weil dies einerseits über die EG aufgrund der Nichtmitgliedschaft Irlands in der NATO nur schwer möglich ist, und weil dies andererseits in der sogenannten Euro-Group der NATO wegen des Dabeiseins der NATO-»Querulanten« Griechenland und Dänemark ebenfalls einige Hindernisse vor sich hat. Das *»Europa der zwei Geschwindigkeiten«,* eine Konzeption vor allem der französischen Regierung, bekommt damit sein militärisches Korsett: Die Regierungen der WEU-Staaten (sieben der 14 europäischen NATO-Staaten) werden neben dem US-amerikanischen Oberbefehl die deutlich hörbare zweite Geige in der NATO spielen - das übrige ist dann namenloser Chor. »Europäisierung der Sicherheitspolitik« meint aber noch etwas, was die ganze Begrifflichkeit zum absoluten politischen Betrug werden läßt: die Absicht nämlich, die westeuropäischen NATO-Staaten stärker in die weltweite Interventionspolitik vor allem der USA einzubinden. Am 29. November letzten Jahres segnete die parlamentarische Versammlung der WEU eine schon lang gehegte Planung der US-Regierung und des NATO-Oberbefehls ab. Sie forderte die Regierungen der WEU-Staaten auf,

»im Falle von Entwicklungen außerhalb des NA TO-Gebiets, die ihre lebenswichtigen Interessen berühren:

a) durch alle notwendigen Maßnahmen innerhalb des Vertragsgebiets die Verlegung von Streitkräften eines beliebigen NA TO-Landes nach außerhalb dieses Gebiets zu ermöglichen;

b) im Falle der Mitgliedsländer der WEU, die über die entsprechenden militärischen Fähigkeiten verfügen, an solchen Verlegungen teilzunehmen«.

Wird das Wort zur Tat, dann kann der US-amerikanische Flottenaufmarsch in der Golfregion genauso »europäisiert« werden wie die französische Intervention im Tschad und der britische Krieg auf den Falkland-Inseln.

Konkret 09/84, S. 34

Peggy Parnass

So paßt eins zum andern

Über die Wehrsportgruppe Hoffmann

Am 26. September vor vier Jahren starben auf dem »größten Volksfest der Welt«:

Gabriele Deutsch, 17

Markus Hölzl, 44

Gundolf Köhler, 21

Paul Lux, 52

Ignaz Platzer, 6

Ilona Platzer, 8

Franz Peter Schiele, 33

Angelika Schüttrigkeit, 39

Errol Vere-Hodge, 25

Ernst Vestner, 30

Beate Werner, 10

Sie wurden getötet, als eine Bombe im Stahlblech-Abfallkorb im Haupteingang der Münchner Wies'n explodierte. Einer von ihnen, der Student Gundolf Köhler, hatte sie gelegt. Köhler war Mitglied der »Wehrsportgruppe Hoffmann«. In Uniform, mit Stahlhelm und Waffe, flankiert von zwei Kameraden, hatte er noch im Juli 1979 das Titelbild von Hoffmanns Propaganda-Blatt »Kommando« geziert.

Zweihundert Verletzte verloren Arme, Beine, Eingeweide, Augen, Gehör und anderes, das ihnen gehört hatte. Doch das Fest ging weiter, damals, wenn auch nicht ohne Mitgefühl. Der Wirtesprecher Süßmeier sagte: »Wir sind es den Opfern schuldig, daß getrauert wird. Sie waren schließlich unsere Kunden« - und ließ eine Messe lesen. Später wurde sogar ein Mahnmal errichtet. Dort hielten am 25. und 26. September 1983 etwa 25 Personen eine »Mahnwache«. Einer, der Versicherungsangestellte Michael Brücher, wurde, weil die »Demonstration« nicht angemeldet worden war, im Mai 1984 vom Amtsgericht München zu 20 Tagessätzen á 40 Mark verurteilt.

Nicht allen ist egal, was damals passierte. Es gab Leute, die, vom Fernsehen dazu aufgerufen, spontan Geld spendeten, um zu helfen; es gab politische Gruppen, die sich mit dem Schnellhinweis auf einen Einzeltäter nach der nur schlampigen Suche nach Mittätern, Mitwissern, Hintermännern und dem schnellen Urteil: Einzeltäter nicht abfinden wollten. Sie recherchierten unermüdlich auf eigene Faust - Opfer, Anwälte, Journalisten. Allen voran der Arzt Roderich Lämmerhirt. Sie stießen auf eine Menge Ungereimtheiten und setzten die Behörden mit Hilfe der Presse soweit unter Druck, daß man nicht drumrum konnte, sich nochmal mit Attentat und Hintergründen zu befassen. Allerdings waren die Ermittler wieder dieselben - das Bayerische Landeskriminalamt, im Auftrag der Generalbundesanwaltschaft.

Sie sollten ab März 84 sich selbst überprüfen. Überprüfen, ob sie nicht Fehler begangen hatten, Zeugenaussagen und anderen Spuren nicht ernsthaft genug nachgegangen waren. Am 8. Juni 1984 stellten die Bayern fest, daß sie nichts übersehen hätten.

Am 2. August 1980 explodierte im Bahnhof Bologna, Wartesaal 2. Klasse, eine Bombe, die 85 Menschen tötete und über 200 verletzte. Wie in München so sprachen auch in Bologna die Art des Anschlags und viele andere Indizien dafür, daß die Tat von Rechtsextremisten begangen worden war. Der italienische Staat entschädigte die Hinterbliebenen jedes Toten und die Schwerverletzten mit je 175.000 Mark. Allen Opfern, die mit dem Leben davongekommen waren, wurde auf Lebenszeit kostenlose Behandlung in den besten Kliniken und Hilfe bei der Beschaffung neuer Arbeitsplätze garantiert. Der 2. August wurde ein offizieller Gedenktag. Zehntausende pilgern an diesem Tag alljährlich nach Bologna.

Ignaz Platzer ist gerade aus Bologna heimgekehrt. Er erzählt mir von Salvatore Freso, der auf dem Bahnhof Fetzen seiner toten Tochter und seines Enkels hatte identifizieren müssen. Nach dem Kind wurde in Bologna eine Schule benannt. Dann spricht Ignaz Platzer von sich:

»Ich hatte die beiden Kleinen an der Hand, meine Frau kam mit den drei größeren hinterher. Es war ein so schöner Abend gewesen, auch wenn alles sehr teuer war.« Ignaz Platzer wurde über die Straße geschleudert. Als er wieder zu sich kam, über den Platz torkelte, fand er seine kleine Ilona, mit aufgerissenem Bauch und aufgerissener Brust, im Sterben. Der sechsjährige Ignaz, dem man keine äußere Verletzung ansah, starb gleich darauf. Die Mutter und die drei größeren Kinder

kamen schwerverletzt in Krankenhaus. Die Platzers, Altwarenhändler und Sozialhilfeempfänger, mußten für die Beerdigung 3.000 Mark bezahlen.

In der alten Wohnung mit der Schule direkt vorm Haus, wo alles sie an ihre toten Kinder erinnerte, hielten sie es nicht mehr aus. Die Stadt München wies der Familie eine Einzimmer-Wohnung mit Kochnische zu. Jetzt wohnen sie zu fünft in einem Campingwagen. Sohn Robert mit künstlichen Sprunggelenken, Sohn Willy, schwer versehrt an Lunge, Hals und Geschlechtsteilen, Frau Platzer, deren Magen zusammengeflickt und deren Milz entfernt werden mußte, mit verunstalteter Brust, Splittern in den Füßen, unaufhörlichen Schmerzen, und Vater Platzer mit kaputtem Trommelfell. Die Entschädigung für all dies betrug 105.000 Mark. Frau Platzer erhält eine Rente von 152 Mark, Willy bekommt 145 Mark, Robert gar nichts.

Am 19. Dezember 1980 wurden der Verleger Schlomo Levin und seine Lebensgefährtin Frieda Poeschke in ihrem Erlanger Bungalow durch je vier Pistolenschüsse ermordet. Am Tatort fand man die Sonnenbrille von Franziska Birkmann. Sie ist die Braut des »Wehrsportgruppe«-Führers Hoffmann. Hoffmann selbst hatte mit seinem Kameraden Uwe Behrend den gelungenen Mord im Libanon gefeiert. Einer seiner Jungs hatte die beiden verpfiffen. Behrend soll daraufhin im August oder September 1981 im Libanon Selbstmord begangen haben.

Im September 1981 erließen die Nürnberger Ermittlungsbehörden Haftbefehl, erst im Januar 1983 erhoben sie Anklage. Im September 1983 wies die 5. Strafkammer des Landgerichts die Anklage ab, auf sofortige Beschwerde der Staatsanwaltschaft wurde sie endlich, am 11. Februar 1984, angenommen. Am 12. September 1984 beginnt der Prozeß vor der Großen Strafkammer des Landgerichts Fürth, im Saal 600, in dem auch die Kriegverbrecherprozesse stattgefunden haben. Außer Mord werden Hoffmann zur Last gelegt: Verbrechen der Geldfälschung, der Freiheitsberaubung, Vergehen der Bedrohung, der Strafvereitelung, der Nötigung, der gefährlichen Körperverletzung, der Anwerbung für fremden Wehrdienst, Verstöße gegen das Waffen-, Sprengstoff- und Kriegswaffengesetz.

Daß das harmlose Spinner sein sollen, damit kann ich mich nicht trösten. Spinner vielleicht, harmlos nicht. Nehmen wir doch mal den Karl Heinz Hoffmann. Sieht aus, wie einem Abenteuerfilm oder -spielplatz entsprungen. Phantasievoll uniformiert. Hat einen Schnurrbart, um den ihn Groucho Marx beneiden würde. Der bunte Mann ist Grafiker. Ach so - Bohemien?! Das heißt, wann er zuletzt gezeichnet hat, ist nicht bekannt.

Bei all diesen Taten, die ihm nun zur Last gelegt werden, sind die Ordnungsbehörden des CSU-regierten Freistaates Bayern Hoffmann kaum in die Quere gekommen. 1956 verwarnten sie den drei Jahre zuvor aus der DDR geflohenen Grafiker einmal wegen unerlaubten Waffenbesitzes. Und 1968 hatte er - als Organisator eines Faschingballs, dessen Besucher SS-Uniformen und Hakenkreuze trugen - ein paar Scherereien. Aber kein Ordnungshüter ließ von sich hören, als Hoffmann 1973 mit dem Aufbau einer paramilitärischen Truppe begann, die ab 1974 als »Wehrsportgruppe Hoffmann« öffentlich auftrat. Regelmäßig zog Hoffmann mit uniformierten Jugendlichen zu »Wehrübungen« aus, in einem politischen Manifest forderte er die »Gründung eines autoritären Führerstaates«. 1980 war die Gruppe auf etwa 500 Mitglieder angewachsen, 70 davon Aktivisten.

Im Mai 1974 erklärt Bayerns Innenminister Merck (CSU), er sehe keine Möglichkeit, Hoffmanns Truppe verbieten zu lassen. Im Juli 1975 wird Hoffmann vom Vorwurf freigesprochen, gegen das Versammlungsgesetz verstoßen zu haben: Es sei nicht nachzuweisen, daß die Gruppe ihre Uniform als »Ausdruck einer gemeinsamen Gesinnung« - und nur dieses sei strafbar - getragen habe. Die Berufungsinstanz verurteilte Hoffmann zu 8.000 Mark Geldstrafe. Im Mai 1977 wird Hoffmanns Truppe vom Bayerischen Innenministerium Harmlosigkeit bescheinigt. Mitglieder der Truppe erhalten Waffenscheine. Im Oktober 1977 werden acht Mitglieder der »Wehrsportgruppe« und des Hochschulrings Tübinger Studenten von der Anklage freigesprochen, einen Tübinger Antifaschisten überfallen zu haben. Am 25. August 1978 erklärt Dr. Alfred Seidl (CSU): »Für besondere Maßnahmen zum Schutz Andersdenkender vor Übergriffen der Wehrsportgruppe Hoffmann sieht das Staatsministerium des Innern keinen Anlaß.« Im März 1979 erstattet das Präsidium der VVN beim Generalbundesanwalt Anzeige gegen Hoffmanns Truppe. Der Generalbundesanwalt teilt mit, er werde »von der Einleitung eines Ermittlungsverfahrens absehen«.

Erst am 30. Januar 1980 wurde die »Wehrsportgruppe« vom damaligen Innenminister Baum (FDP) verboten, und am 16. Juni 1981, der Jude Levin, Frau Poeschke und die zwölf Besucher des Oktoberfestes waren endlich tot, wurde Hoffmann, der das Töten so lange vor aller Augen hatte üben dürfen, verhaftet. Die Sympathie, derer sich Hoffmann und seine Kameraden ein gutes Jahrzehnt lang erfreut hatten, ist erklärlich. »Es geht um das Problem des Linksradikalismus, des Kommunismus, des Eurokommunismus und bestimmter Formen des Sozialismus. Dies sind die eigentlichen Formen der Gefährdung unserer Demokratie, nicht die wenigen versprengten und politisch nicht ernstzunehmenden Rechtsradikalen«, sagte Heiner Geißler. Und darum ging es auch Hoffmann, der erklärte: »In einer bürgerkriegsähnlichen Situation sind wir die richtigen Leute. Wir haben keine Hemmungen, gegen Kommunisten vorzugehen. Wir üben für den Tag X, an dem die Polizei nicht mehr alleine mit den Linken fertig wird.«

Dafür sammeln sie Waffen: Pistolen, Maschinenpistolen, Handgranaten, Sprengstoff, Sprengköpfe für Panzerfäuste, Bomben, Minen, Flakmunition, Raketen. Und sie üben - »am Mann«:

27. September 1980: Brandanschlag auf eine Kommune. Der Täter wird zu 18 Monaten Haft verurteilt.

24. Dezember 1980: Der Jungnazi Frank Schubert tötet zwei Schweizer Zollbeamte und einen Grenzpolizisten.

28. Mai 1981: Fememord an dem homosexuellen Jungnazi Johannes Bügner durch die Jungnazis Enk und Frühauf.

22. Juni 1982: Der Neonazi Helmut Oxner wird freigesprochen, seine Waffe wird ihm zurückgegeben. Zwei Tage später bringt Oxner mit dieser Waffe drei Ausländer um. Dabei rief er: »Es lebe der Nationalsozialismus« und »Ich schieße nur auf Türken«.

Diese drei Menschen waren noch nicht beerdigt, als die Ermittlungen der Sonderkommission des bayerischen Landeskriminalamtes abgeschlossen und selbige aufgelöst wurde. Begründung: Es gilt als gesichert, daß Helmut Oxner, der zur rechtsextremen Szene gehört, weder Mittäter noch Mitwisser hatte.

30. Juni bis 22. August 1982: Vier Sprengstoffanschläge auf Asylantenheime mit zwei Toten und vier Verletzten.

Am 7. Dezember 1983 tat Bundesinnenminister Zimmermann (CSU), als ob er was tun wollte: Er verbot Michael Kühnens Nazitruppe ANS. In neun Bundesländern wurden Wohnungen durchsucht. Obwohl auch Waffen gefunden wurden, kam es zu keiner Verhaftung. Stattdessen kandidierten Mitglieder der ANS als »Arbeitskreis für Wiedervereinigung und Volksgesundheit« zur bayerischen Kommunalwahl, und Hamburger Jungnazis verübten zwei Brandanschläge auf das Büro der Grün-Alternativen Liste.

ANS-Anführer Michael Kühnen schickt Ansichtskarten aus Paris, wo er, ein Büro betreibt. Sein Intimus Lothar Wrobel, Inhaber des Lokals »Can Can« in Hamburgs Stadtteil St. Georg, zeigte mir neulich stolz seine Knarre, die er unter der Jacke trägt: »Ganz legal, ich bin Wachmann.« Wer weiß, wie viele Wachmänner die neuen Nazis zählen. Sie sind ordentlich, deutsch, soldatisch, rechts - ein bißchen mehr und ein bißchen offener als Heiner Geißler, das bayerische Staatsministerium des Innern, der Generalbundesanwalt, das Offizierskorps der Bundeswehr, die meisten Richter und Staatsanwälte, Vorstände und Aufsichtsräte. Vielleicht sollte ich froh sein, daß sie die jungen Nazis nur gewähren lassen. Und nicht schon wieder selbst mitmachen.

Es paßt eins zum andern: 1983 brachten Polizisten in der BRD 24 Personen mit der Dienstwaffe um. 1982 waren es nur elf. Wenn man hochrechnet: Wie viele sind das 1990?

P.S. Der Münchner Arzt einer Unfallstation, aktiver Gewerkschafter, der alles getan hat, um die Schuldigen am Oktober-Mord zu finden, bei dem alle Fäden zusammenliefen, den alle liebten, der auch mir bei meinen Recherchen half, lebt seit dem 9. August nicht mehr. Er machte mit seiner Frau und Mitstreiterin nach dem Treffen in Bologna einen kleinen Fahrrad-Urlaub. Ein Auto fuhr in die Gruppe und tötete Roderich und seinen 5jährigen Sohn Simon.

Konkret 09/84, S. 36

Wolfgang Pohrt

Kein Brot für die Welt

Die Zahl afrikanischer, asiatischer und lateinamerikanischer Kinder, die in den nächsten Monaten an]Hunger verrecken werden, weil ein deutscher Professor im »Spiegel« eine »provokante These« loswerden mußte, läßt sich bloß schätzen. Das Elend einer deutschen Bürgerseele läßt sich genau beschreiben

Seit Hoimar von Ditfurth im Wahlkampf via TV für die Grünen auf Kundenfang in die Wohnstuben ging, ist der Professor beim Publikum fast so beliebt wie die Kollegen Sauerbruch und Grzimek. Telegen, weil formatfüllend, also Wohlstand verheißend, plauderte er mit sonorer Stimme über die Folgen von Aufrüstung und Umweltzerstörung in Reklame-Spots, deren Botschaft lautete: Ein Segen, in den bevorstehenden schweren Zeiten einen Mann wie ihn zur Seite zu haben. Dem Charme seiner reiferen Jugend erliegend, sah sich manche Witwe zum Bruch ihrer platonischen Ehe mit Regierungssprecher Boehnisch verleitet. Sie gab ihre Stimme den Grünen, wodurch letztere über die Fünfprozenthürde und in den Bundestag kamen.

Seines Glückes eigener Schmied wurde von Ditfurth, indem er sich eine Erkenntnis einhämmerte, auf welche er zufällig in Benjamins 1928 erschienener »Einbahnstraße« gestoßen war. Die Zufallslektüre wurde für ihn zum biographischen Schlüsselerlebnis, hier fand er das Patentrezept für seinen späteren Erfolg, denn Benjamins Analyse des deutschen Bürgers lieferte ihm die Kenntnis von den Konstruktionselementen und dem Bauplan seiner eigenen Karriere: »In dem Schatze jener Redewendungen, mit welchen die aus Dummheit und Feigheit zusammengeschweißte Lebensart des deutschen Bürgers sich alltäglich verrät, ist die von der bevorstehenden Katastrophe - indem es ja 'nicht mehr so weitergehen' könne - besonders denkwürdig.«

»Wenn nicht sehr bald etwas Entscheidendes geschieht, dann treiben wir einer Katastrophe entgegen, für die es in der menschlichen Geschichte kein Beispiel und keinen Vergleich gibt«, unkt Benjamins Nutzanwender von Ditfurth seither bei jeder Gelegenheit.

Daß die aufgeschwemmte Version von Adenauers »Die Lage war noch nie so ernst« diesmal im »Spiegel« stand, ist freilich wieder eine andere Geschichte. Seit geraumer Zeit nämlich wird in der hiesigen Presse von »FAZ« bis »taz« zwischen den Zeilen die Frage diskutiert, ob es nicht besser wäre, die Hungernden in der Dritten Welt einfach verhungern zu lassen. Hilfe von außen, so wird beispielsweise argumentiert, könne in den Elendsgebieten nur den Willen zur Selbsthilfe lähmen. Ein voller Bauch studiert nicht gern, und wenn man den Schwarzen die Mägen füllt, werden sie noch fauler, als sie es ohnehin sind, wodurch sich ihr selbstverschuldetes Elend abermals vergrößert. Außerdem wird das Öko-System zerrüttet, weil der Kahlfraß der geretteten nutzlosen Esser der Ausbreitung der Wüste Vorschub leistet. Und schließlich sind die Hungermeldungen aufgebauscht, weil das Elend in der Wirklichkeit längst nicht so eindrucksvoll ist wie im Fernsehfilm.

Grund genug für den »Spiegel«, sich mit einer »provokanten These« nachzottelnd an die Spitze des Umschwungs weg von der Betroffenheit und hin zur neuen Nüchternheit zu setzen. Denn anders als sonst ist von Ditfurths Warnung vor der bevorstehenden beispiellosen Katastrophe diesmal statt auf den Atomkrieg selber eher auf dessen Ausbleiben gemünzt. »Vorn Himmel wird die Rettung nicht fallen - wenn es noch eine gibt«, trauert er dem geschwundenen Glauben an rasche und nachhaltige Dezimierung der Weltbevölkerung durch herunterhagelnde Mehrfachsprengköpfe nach.

Den Verlust seines Vertrauens in das Gute, was von oben kommt, begreift er als Ermunterung, sich selbst um den Posten eines Weltlenkers zu bewerben, der seine ordnende Hand über allem hält. Er plädiert deshalb für Geburtenkontrolle in der Dritten Welt, was ebenso unsinnig wie unschädlich ist, weil die Armen in den Elendsquartieren sich weder um seine unmaßgebliche Meinung noch um die ebenso unmaßgebliche des Papstes scheren. Gleichzeitig zielt sein »Die mörderische Konsequenz des Mitleids« betitelter Artikel auf den »Selbstbetrug bei den Brotspendern für die Dritte Welt«. Der Professor, dessen abgerundete, in sich ruhende Erscheinung nicht unbedingt den Eindruck erweckt, als sei das Ausfechten selbstzerfleischender Gewissenskonflikte die geheime Passion seiner schlaflosen Nächte, mißgönnt den Spendern den durch die Spende angeblich erst erworbenen »Seelenfrieden«, der freilich weder durch das Elend in der Dritten Welt noch durch von Ditfurth in seiner neuen Rolle als gegen den Ablaßhandel wütender Luther ernsthaft zu gefährden ist. So weit, so dumm.

Erst aus der Verknüpfung des Plädoyers für Geburtenkontrolle mit der Kritik an den Hilfsorganisationen entsteht das Selbstporträt der von Benjamin erwähnten schmutzigen, kleinherzigen, futterneidischen deutschen Bürgerseele, die, getrieben von der panischen Angst, mit anderen teilen zu müssen, in dauernder Sorge um die eigene Butter dahinvegetiert. Dem animalischen Reflex eines an seinem Knochen knabbernden Hundes gehorchend, wittert sie Gefahr, wo sich anderes menschliches Leben regt. »Die Erde hat nach den offiziellen Statistiken in den letzten beiden Jahren die größte Bevölkerungsexplosion ihrer Geschichte erlebt«, jammert von Ditfurth im berechtigten Vertrauen darauf, daß die friedensbewegte Kundschaft Explosivstoffe, gleich welcher Machart und Herkunft, nicht will.

Angesichts der durch Übervölkerung drohenden Gefahr handeln, so von Ditfurth, die Hilfsorganisationen verantwortungslos. Mit jedem Verhungernden, den sie retten, gießen sie gleichsam Öl ins Feuer, denn »für jedes einzelne Kind, das heute durch die Aktivitäten solcher Organisationen gerettet wird, wird es in der nächsten Generation vier oder fünf oder sechs Kinder geben. Und dazu, auch diese wiederum vor einem elenden Hungertod bewahren zu können, werden dann selbst die vereinigten Anstrengungen von 'Misereor' und 'Brot für die Welt' und all die vielen Patenschaften nicht mehr ausreichen.« Oder anders gesagt: dann würde vielleicht von Ditfurth selber zur Kasse gebeten werden und abspecken müssen, und es ist von ganzem Herzen zu wünschen, daß er das Wahrwerden seines Alptraums noch erleben darf.

So simpel von Ditfurths Rezept zur Gefahrenabwendung ist - kein Brot ohne Pille, Lebensmittelberechtigungskarten werden nur nach Vorlage der Unfruchtbarkeitsbescheinigung ausgestellt -, so schwer fällt es dem Misanthropen doch, für das Erpressungsmanöver eine philanthropische Begründung zu finden. Not aber ließ schon Franz Alt erfinderisch werden, der als erster auf die Idee kam, zu den Opfern eines Atomkriegs alle durch den Tod ihrer potentiellen Eltern nichtgeborenen Kinder, Enkel, Urenkel etc. hinzuzuzählen, was zu Summen von astronomischer Größenordnung führte. Anders als der Nimmersatt Alt jedoch, der die Bevölkerungsentwicklung aus der Perspektive des stolz seine irdischen Schäfchen zählenden Herrn und Hirten im Himmel betrachtet, sieht Ditfuhrt in den Nachgeborenen nur eine Quelle von Elend und Übel.

Weil nämlich jeder zur Welt gekommene Mensch einmal sterben wird, deshalb ist die Rettung eines einzigen fortpflanzungsfähigen Menschenlebens bereits identisch mit der Verursachung von zigtausendfachem Tod. »Es mag zynisch klingen«, schreibt der Professor über die 40.000 täglich verhungernden Kinder, »daß ihr vieltausendfacher lautloser Tod die Erde vor einer Situation bewahrt, die alles heutige Sterben bei weitem überträfe.« Denn: »Man braucht keinen Computer, um ermessen zu können, was das (das Bevölkerungswachstum) für die Probleme bedeutet, die heute schon so gut wie unlösbar sind: Wohnungen, Energieversorgung, Abfallerzeugung ' Arbeitsplätze, Rohstoffbedarf - es geht ja keineswegs nur, wie mancher zu glauben scheint, um die Ernährung dieser Menschenmassen.«

Man braucht in der Tat keinen Computer, sondern eine kleine Schwäche für die Euthanasie, um Wohnraummangel als Argument für Geburtenkontrolle zu verwenden - als würden die von Menschen bewohnten Häuser nicht auch von Menschen gebaut, als könnten mehr Menschen nicht auch mehr Häuser bauen. Man braucht keine Rechenmaschine, sondern das zerrüttete Gemüt eines von chronischen Abstiegsängsten gequälten Bürgers, um angesichts des vom Bevölkerungswachstum verursachten zusätzlichen Bedarfs an Energie, Nahrung und Wohnraum einerseits verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen - und dabei gleichzeitig , einen Mangel an jenen Arbeitsplätzen zu fürchten, auf denen Energie, Nahrung, Wohnung produziert wird. Man braucht schließlich ein höchst ungebrochenes Verhältnis zum Naturschutz deutscher Provenienz und zur eigenen Geschichte, um wieder ernsthaft die Frage zu erörtern, wieviele Menschen die Erde anderswo erträgt.

Wer also von der Angst besessen ist, daß die Welt übervölkert werde, soll sich auf eigene Kosten, nicht auf die anderer, davon befreien: er gehe mit gutem Beispiel voran.

Konkret 09/84, S. 38

Otto Köhler

Wenn das der Führer wüßte

Bei »Boehringer« fällt dem Bundespräsidenten nichts mehr ein - Otto Köhler hilft nach

Unser Bundespräsidenten Theodor Heuß hatte 1933 dem Ermächtigungsgesetz für Adolf Hitler zugestimmt. Aber ein Schreibtischmörder war er nicht.

Unser Bundespräsident Heinrich Lübke entwarf für die Nazis KZ-Baracken. Aber ein Schreibtischmörder war er nicht. Unsere Bundespräsidenten Walter Scheel und Karl Carstens waren Mitglieder der NSDAP. Aber Schreibtischmörder waren sie nicht. Und Gustav Heinemann, nein - der hatte mit all diesen Leuten ohnedies nichts zu tun.

Was aber ist mit unserem neuen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker? Ein schnelles Urteil in diesem oder jenem Sinne ist schon deshalb nicht möglich, weil er große Schwierigkeiten mit seinem Gedächtnis hat. Diese Schwierigkeiten betreffen insbesondere die Zeit vom 1. Mai 1962 bis zum 30. Juni 1966, in der Richard von Weizsäcker Mitglied der Geschäftsführung von C. H. Boehringer in Ingelheim war. Und diese Gedächtnisschwierigkeiten betreffen Lieferungen, die für viele Menschen in den USA, in Laos und vor allem in Vietnam Krankheit, Mißbildung und Tod brachten. Gegenüber der Gewerkschaftszeitschrift »Metall« ließ der

Bundespräsident im Juli durch seinen Sprecher erklären, er wisse »von gar nichts«. Seine Aufgabe in dieser Zeit sei es lediglich gewesen, die Firma Boehringer im gesellschaftlichen und politischen Bereich zu vertreten so eine Art Frühstücksdirektor,

Doch völlig hilflos ist unser Bundespräsident den Schwierigkeiten mit seinem Gedächtnis nicht ausgeliefert. Er kann seine Erinnerung auffrischen in seiner beim Econ-Verlag in Düsseldorf erschienenen Biographie »Richard von Weizsäcker - Profile eines Mannes« (352 Seiten, 36 Mark). Dort wird von den Herausgebern Werner Filmer und Ernst Schwan auf Seite 79 geschildert, wie Richard von Weizsäcker als 42jähriger Chef der Bankhäuser Waldthausen durch Vermittlung eines Anwalts in das Unternehmen von Ernst Boehringer kam:

»Wieder einmal war es Hellmut Becker, im Nürnberger Prozeß Hauptverteidiger von Richards Vater, der bei Weizsäckers Industriekarriere zum zweiten Mal eine wichtige Rolle spielte. Boehringer, der Becker am Bodensee aufgesucht hatte, wollte mit ihm über eine wichtige Personalentscheidung seines Unternehmens sprechen. Die Firma besaß in der Geschäftsführung einen erstklassigen Verkaufsdirektor, erstklassige Fachkräfte für Produktion, Forschung und Entwicklung. Boehringer kannte aber niemanden, dem er zutraute, nach seinem Tod das Familienunternehmen zu leiten. Er machte bei seinem Gespräch am Bodensee unumwunden klar, daß er an Weizsäcker als seinen möglichen Nachfolger denke. Erbat, ihn offen und umfassend über dessen Fähigkeiten zu informieren. Nach langem Gespräch stand es für den Ingelheimer Unternehmer fest, Weizsäcker an den Rhein zu holen. Der zweiundvierzigjährige Bankchef war für Boehringer kein Unbekannter. Beide Familien waren seit Jahren befreundet. Vor allem Robert Boehringer kannte Richards Eltern gut. Er ließ Richards Vater nach Beendigung seiner Haftzeit in Landsberg mit einem Firmenwagen nach Hause an den Bodensee bringen. Als Weizsäcker am 1. Mai 1962 zu Boehringer kam, war er offiziell zuständig für Personal, Recht und Steuern. Er wurde Mitglied der Geschäftsführung. In Wirklichkeit brauchte er sich kaum um Personalprobleme, Rechtsfragen und schon gar nicht um Steuern zu kümmern. Dafür gab es längst ein gut eingespieltes Team. Sein Arbeitsgebiet lag in der ständigen Kommunikation mit Ernst Boehringer. Dabei ging es um hochkomplizierte und zukunftweisende Unternehmensentscheidungen... Dem leidenschaftlichen, impulsiven Unternehmer Boehringer bot Weizsäcker eine Art Korrektiv für unzählige neue Geschäftsideen. Weizsäcker relativierte, durchdachte auch den zweiten und dritten Schritt, war schließlich der Mann, der emotionslos, realitätsorientiert und bedächtig Boehringers Projekte, Vorhaben und Zukunftsvisionen prüfte. Keine wichtige Unternehmensentscheidung fiel ohne Weizsäckers Einwilligung.«

Welcher Art die neuen Geschäftsideen, die zukunftweisenden Unternehmensentscheidungen waren, die unser heutiger Bundespräsident damals emotionslos und realitätsorientiert bis in alle Einzelheiten durchdachte, war den Autoren der Biographie bei ihrer Niederschrift sicherlich unbekannt. Inzwischen wissen wir etwas mehr. Als Richard von Weizsäcker gerade ein halbes Jahr in der Firma saß, war die Geschäftsidee schon geboren, doch noch schien sie nicht realisierbar. Am 15. November 1962 machte sich Direktor Doll von der Boehringer-Vertriebs-Firma Cela in einem Rundschreiben an verschiedene Abteilungen des Konzerns Gedanken über die »Verkaufsaussichten für 2,4,5-T-Ester«. Am Ende seines Schreibens bedauerte er: »An dem sehr bedeutenden sogenannten Brushkiller-Geschäft 2,4,5-T/ 2,4-D-Estergemische werden wir uns leider auch bei der neuen Preisstellung nicht beteiligen können, da die 2,4-D-Komponente wegen Zukaufs für uns zu teuer wird und damit den Einstandspreis verdirbt.«

Brushkiller heißt auf Deutsch: Entlastungsmittel, und gemeint war Agent Orange, das zusammengesetzt ist aus den Wirkstoffen 2,4,5-T und 2,4-1) und das durch seine Verunreinigung mit dem Seveso-Dioxin TCDD Krebs, Mißbildungen und Tod hervorruft. 57.000 Tonnen Agent Orange wurden von 1962 bis 1970 von den US-Streitkräften über Vietnam und

Laos versprüht. Daß Boehringer mit seinem Drang zu neuen Geschäftsideen auf die Dauer nicht an diesem Geschäft vorbeigehen durfte, konnte jedem emotionslos und realitätsorientiert Denkenden klar sein. Auch Richard von Weizsäcker, der Ernst Boehringer entlasten mußte, auf den »als entscheidenden Mittelpunkt der Firma alles zukam«, gerade »in den Jahren der stärksten Entwicklung der Firma in Deutschland und der Welt«. So sieht es jedenfalls heute der Boehringer-Jurist Françoise Lachenal.

Tatsächlich ging unter Weizsäcker die Weltentwicklung des Hauses Boehringer steil nach oben. Der offizielle Hauptlieferant für Agent Organge, Dow Chemical in Midland/Michigan, lobte den »großartigen Kooperationsgeist«, den der Boehringer-Konzern zeigte. Als ein Werk der US-C-Waffen-Fabrik 1964 wegen zahlreicher Chlorakne-Fälle schließen mußte und ein besseres Produktionsverfahren suchte, half - so berichten Hans-Dieter Degler und Dieter Uentzelmann in »Supergift Dioxin - Der unheimliche Killer« (Rowohlt Taschenbuch Verlag, 192 Seiten, 16 Mark) - Boehringer mit Know-how. Und bei einem Treffen in Ingelheim am 7. und 8. Dezember 1964 vereinbarten Manager, Juristen und Chemiker der Firmen Dow, Boehringer und des Boehringer-Vertriebsunternehmens Cela die »Übergabe unseres Verfahrens zur Herstellung von 2,4,5-Trichlorphenol an Dow«. Damit war der weltweite Aufschwung von Boehringer besiegelt. Noch im Jahr nach dem Ausscheiden Weizsäckers aus der Firma notierte ein Boehringer-Mann: »Solange der Vietnam-Krieg andauert, sind keine Absatzschwierigkeiten zu erwarten.«

Natürlich wußte man bei Dow schon lange und bei Boehringer schon längst, daß Agent Orange kein harmloses Mittel zum Entlauben der Wälder war, wie die offizielle US-Propaganda behauptete. 1956 schon hatte der Leiter der Bundesforschungsanstalt für Forst und Holzwirtschaft Wilhelm Sandermann entdeckt, daß das Boehringer-Produkt 2,4,5-T als Verunreinigung TCDD enthält und Chlorakne verursacht. Doch der spätere Bundespräsident und damalige Landwirtschaftsminister Heinrich Lübke untersagte ihm jegliche Publikation über die Gefahren des Supergifts, weil »das billig herzustellende TCDD von militärischer Seite als Kampfstoff eingesetzt werden« könne.

Dieses Verbot war ganz im Sinne von Ernst Boehringer, der Zeit seines Lebens jegliche Veröffentlichung über die Gefährlichkeit von TCDD zu unterdrücken versuchte. Er hatte sogar bei der Konkurrenz Erfolg, als er dringend riet, BASF-Wissenschaftler »von der Beschäftigung mit diesem Thema mit dem Ziele einer Veröffentlichung abzuhalten«. Degler und Uentzelmann: »Das Schweigekomplott ermöglichte es der Firma Boehringer, weiterhin massenhaft HCH-Substanzen und 2,4,5-T-Grundstoffe herzustellen und unbeanstandet auf den Markt zu bringen - obgleich firmenintern bekannt war, daß zahlreiche Boehringer-Produkte und Abfallstoffe die dioxintypische Chlorakne auslösen.«

Daß der emotionslose und realitätsorientierte Richard von Weizsäcker ausgerechnet in der Zeit des blühenden Vietnamgeschäftes als zweiter Mann neben Boehringer außerhalb des Schweigekomplotts blieb, gehört sicherlich nicht zu den Wahrscheinlichkeiten unseres freiheitlichen Wirtschaftslebens. 1966, nach dem Tode Ernst Boehringers, war er aus dem Konzern ausgeschieden, weil die Erben ihn nicht als Nachfolger wollten.

Aber seltsam: So wenig sich der damalige Vietnam-Oberbefehlshaber General William Westmoreland danach erinnern konnte, jemals einen »Entlaubungs«-Befehl für Laos gegeben zu haben (»Es kann jemand aus meinem Hauptquartier veranlaßt haben. Ich war daran nicht beteiligt«) - ebensowenig, ja noch weniger vermag sich unser Bundespräsident heute an das zu erinnern, was damals in seiner Firma vorging. Von »Metall« nach dem Abkommen zwischen Boehringer, Boehringer-Vertrieb Cela und Dow Chemical befragt, ließ er durch seinen Sprecher nicht nur erklären, er wisse »von gar nichts«. Nein, er verstellte sich noch mehr, als es selbst dem unfähigsten Manager erlaubt wäre. Der Präsidenten-Sprecher: »Er meinte, ob es überhaupt Boehringer Ingelheim gewesen sei, es gebe auch noch Boehringer Mannheim. Und diese Firma Cela sagt ihm auch nichts Besonderes, da kommen wir wohl nicht weiter.«

Vorschlag an unseren Präsidenten - vorausgesetzt er will es bleiben. Er mache einen Staatsbesuch in Vietnam, gehe als Präsident mit einer Regierung, der das ungeborene Leben am Herzen liegt, in eines der Krankenhäuser und sehe sich dort in Glasbehältern das Ergebnis von Boehringers realitätsorientierten Geschäftsideen an: menschliche Föten mit Zyklopenaugen, ohne Arme und ohne Beine, mit Riesenköpfen, ohne Nasen, ohne Augen, ohne Hälse.

Vielleicht fällt ihm dann wieder der Unterschied zwischen Mannheim und Ingelheim ein. Oder was ihm der Name Cela sagt.

Konkret 09/84, S. 40

Norbert Kandel, Wolfgang Schröder

Übergriffe

Streiks sind Arbeitskämpfe. Die polizeilichen Unordnungskräfte ließen die Streiks der Metaller und Drucker zu Kriegskämpfen gerinnen. Die Übergriffe waren so zahlreich und so massiv wie nie zuvor. Bombendrohungen in Braunschweig und Wiesbaden, wo die Gewerkschaftshäuser geräumt werden mußten, Hubschrauber-Scheinangriffe in Frankfurt, schwer verletzte, von Kleintransportern überrollte Gewerkschafter in Stuttgart und Offenbach. Vor allem Zeitungsverleger versuchten über ihre Chefschreiber die Auslieferung ihrer Blätter von der Polizei herbeiprügeln zu lassen. »Linke Chaoten« und »orthodoxe Kommunisten« machte Joachim Sobotta, Chefredakteur der »Rheinischen Post«, in Düsseldorf aus, bevor sich die Zeitung mit 400 schwer bewaffneten Bereitschaftspolizisten, mit Absperrgittern und Wasserwerfern zur Polizeikaserne aufrüsten ließ. »Böse Erinnerungen« wurden bei der FAZ »an das Ende der Weimarer Republik wach, als die Polizei ähnlich versagte, 'neutral' blieb und der Gewalt freien Lauf ließ«. Mancherorts ließ sich die Polizei mitreißen - so in Essen, Wuppertal, Darmstadt und auch in Hannover, wo schon mal besonders ausgebildete SEK-Kommandos kräftig mitmischten. Mancherorts bremste die Polizei auch den Elan der Unternehmer. Auch Gewerkschafter hatten Mühe mit den Streiks in Hameln etwa, wo die Polizei eine Solidaritäts-Aktion von Gewerkschaftern barsch abgeräumt hatte, die örtliche Streikleitung mit einem Flugblatt gegen diesen Überfall protestieren wollte, da legte sich plötzlich die Landesbezirksleitung der IG Druck quer, bezeichnete die Demonstration als eine »Chaoten-Aktion« und kam erst wieder zur Besinnung, als in den Vorstandsetagen der IG Metall, der IG Druck und HBV Druck gegen den Landesverband gemacht wurde. Niedersachsens HBV-Vorsitzender verbot gar, künftig Aktionen der IG Druck zu unterstützen, da die IG Druck die eigenen Leute kriminalisiere. Zwei Monate nach diesem Übergriff - der Streik war beendet, die Tarifverträge unterzeichnet - erschien das Flugblatt endlich.

Am 19. Mai um 1.30 Uhr griff die Polizei in Hameln vor dem Druckzentrum des Verlagshauses C. W. Niemeyer, dem Druckort der »Deister- und Weserzeitung«, ein. Ihr Angriff ging gezielt auf den HBV-Sekretär Rainer Metke. Zwei Polizisten griffen sich den Gewerkschafter (Bild links), zwangen ihn mit Gewalt zu Boden, zerrissen ihm Hemd und Lederjacke, besprühten ihn und seine Ehefrau (im schwarzen Umhang und weißen Hosen) sowie alle anderen, die gerade dabeistanden, mit der Chemischen Keule und schleppten Metke anschließend zum Streifenwagen. Auf dem Revier wurde Metke nach Waffen durchsucht und für zwei Stunden in eine Einzelzelle gesteckt. Seine Frau war am Ort des Polizeiübergriffs ohnmächtig zusammengebrochen. Sie wurde ins Krankenhaus eingeliefert. Ein Polizist erstattet Strafanzeige wegen des »Verdachts auf Widerstand«.

Um die Blockierer einer Aktion am 18. Mai in Wuppertal gegen die Rheinisch Bergisch Druckerei zu ermitteln, nahm Kommissar Wojciech den direkten Weg: Er ging ins DGB-Haus am Platze, stellte sich nicht vor, wurde also für einen Gewerkschafter gehalten und erhielt dort die Auskünfte, die er brauchte. Andere Gewerkschafter, so etwa Günter Herkenrath, der ebenfalls die Druckerei blockiert hatte, wurden am frühen Morgen von der Polizei aus dem Bett geholt und zur erkennungsdienstlichen Behandlung ins Polizeipräsidium gebracht, wieder andere holte die Polizei von ihrem Arbeitsplatz ab - so etwa Walter Schmidt, Betriebsrat in der Metallwarenfirma Stocko - und brachte sie aufs Präsidium. Der Wuppertaler DGB-Kreisvorsitzende Heino Ahr zu dem Vorgehen: »Was hier läuft, ist Kriminalisierung.« Der Leiter der Politischen Polizei in Wuppertal, Zacharias, hält dagegen sowohl die Ermittlungen als auch die Methoden der Beamten für Rechtens. Die Haus- und Betriebsbesuche seien »unumgänglich« gewesen, weil die Beschuldigten nicht von alleine zur Polizei gekommen seien. Außerdem hätte die Wuppertaler Polizeiführung in vielen Gesprächen mit den Gewerkschaftern versucht, die Konfrontation zu vermeiden, die Bemühungen seien fast »messianisch« gewesen. Derartiger Messianismus hat hierzulande Tradition.

Konkret 09/84, S. 42

Jürgen Saupe

Macht, Minister und Moneten

Seit KONKRET die Erzählungen des Dr. Hans Langemann von den Schweinereien des Bundesnachrichtendiensts druckte, ist die CSU in der Brenne: Einerseits weiß die Partei, daß sie sich zu ihrem ehemaligen Staatschutz-Chef in Distanz halten muß; andererseits kann sie ihn nicht einfach fallenlassen - zu vielfältig sind die Kenntnisse, die Langemann zu seiner Dienstzeit über das Treiben der CSU-Oberen gewonnen hat. Da einem Langemann keiner einreden könnte, das Bayerische Oberste Landesgericht, vor dem er wegen Offenbarung von Staats- und Dienstgeheimnissen angeklagt ist, sei eben leider ein Teil der »unabhängigen Justiz« und habe kein Ohr für die Wünsche der Regierenden, hat sich die CSU-Führung mit dem Angeklagten stillschweigend auf einen Mittelweg geeinigt. In den Worten des Ministerpräsidenten: Langemann sei »der Mann mit dem Kopfschuß« - nicht ganz und gar plemplem, aber zur Tatzeit nicht alle Tassen im Schrank. In der Ganovensprache nennt man das den »kleinen Jagdschein«, auf juristisch spricht man von »schuldunfähig«. Wäre dies das Urteil (und die Bestallung von Langemanns behandelnder Ärztin als medizinischer Gutachterin spricht da für), dann könnten Langemanns Erzählungen (in KONKRET) als Geheimnisverrat gegeißelt werden, Langemann selbst seine Pension in Freiheit verzehren und einige CSU-Politiker wieder ruhig schlafen. Wer wünscht sich das nicht? KONKRET, beispielsweise. Und darum wollen wir ab und an eine kleine Handvoll Sand ins gutgeschmierte Getriebe des Langemann-Prozesses werfen. Diesmal ist es die Geschichte des privaten Nachrichtendiensts, den Langemann für die Christenunion aufgebaut und betrieben hat

Zwanzig Jahre lang war der Bundesnachrichtendienst fest in der Hand der CDU/CSU gewesen und hatte für sie die Opposition bespitzelt. Als dann 1969 ein Sozialdemokrat im Kanzleramt die Aufsicht über den BND zu führen begann, ging den Christdemokraten die Pullacher Melange aus Erschnüffeltem und Erfundenem schmerzlich ab. Irgendwie fühlten sie sich ärmer - ohne den staatgeheimnisvollen Klatsch, Tratsch und Quatsch auf dem Frühstückstisch.

Was lag, da die Rückeroberung der Staatsmacht ziemlich fern lag, näher als die Idee, einen eigenen Nachrichtendienst zu gründen. Schließlich gab es genügend BND-Leute, die keine Lust hatten, für Brandt und die anderen Bonner Landesverräter den Schlapphut in die Stirn zu drücken.

Der Beschaffer des Partei-Dienstes bot sich von selbst an: Dr. Hans Langemann, ehemaliger Operationschef des strategischen Dienstes beim BND, saß als höchster Verfassungsschützer im Bayerischen Innenministerium, wo er auf Wiederverwendung wartete, nachdem der Versuch, ihn als U-Boot ins SPD-Kanzleramt zu schmuggeln, gescheitert war. Auch für die Auswertung stand ein Berufener zur Verfügung: Der Agent »Scheffel«, von 1957 bis 1970 beim BND Chefredakteur der »Steuerungshinweise«, wechselte vom Pullacher Dienst in die Protokoll-Abteilung der Bayerischen Staatskanzlei, wo er unter seinem richtigen Namen auftreten konnte: Hans Christoph Freiherr Schenk von Stauffenberg.

Das nötige Kleingeld besorgte man auf eine inzwischen berühmt gewordene Weise: In unionsregierten Bundesländern wurden eingetragene Vereine mit staatstragenden Bezeichnungen gegründet. In München hieß das »Arbeitskreis für das Studium internationaler Fragen e.V.«. Gründungsmitglieder im Jahre 1970 waren: CSU-Landesgeschäftsführer Florian Harlander, der Publizistik-Professor und BND-Mitarbeiter Otto B. Roegele, der CSU-Politiker Dr. Alfred Seidl, der Münchner Notar Franz Seidl und der damalige parlamentarische Geschäftsführer der CSU-Landesgruppe im Bundestag, Leo Wagner. Durch Vollmachten vertreten waren der frühere CDU-Bundesminister Dr. Heinrich Krone, der Ex-Staatssekretär im Bundesinnenministerium Dr. Karl Gumbel und der heutige CDU-Bundesminister für Technologie Dr. Heinz Riesenhuber. Vorsitzender des Vereins wurde Roegele, sein Stellvertreter Krone, und als Schatzmeister fungierte bis 1980 Dr. Alfred Seidl.

Spätere Mitglieder des Vereins sind der Ex-Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier, CDU-MdB Paul Röhner, Frankfurts Oberbürgermeister Walter Wallmann, CDU-MdB Alphons Horten, Prinz Casimir zu Wittgenstein und der Vorsitzende der Konrad-Adenauer-Stiftung, Ex-Bundesminister Bruno Heck (CDU).

Zweck des Vereins ist - so die Vereinssatzung - »die Sammlung und Auswertung von Materialien über politische und gesellschaftliche Entwicklung im In- und Ausland«. Eine feine Umschreibung. Obwohl der Verein - laut Satzung - »nicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbereich gerichtet« ist, braucht er viel Geld. Allein für 1980 lautet der Etatansatz 480.000 Mark.

Im Laufe der Jahre sind einige hunderttausend Mark aus dem Bayerischen Staatshaushalt gekommen. Sie flossen aus dem Etat des Innenministeriums, Abteilung Staatsschutz, für »positiven Verfassungsschutz«. Zugriff zu diesem Topf hatte Staatsschutz-Chef Dr. Hans Langemann (CSU), dessen vorgesetzter Minister 1977 und 1978 Dr. Alfred Seidl war, der gleichzeitig als Schatzmeister des »Arbeitskreises für das Studium Internationaler Fragen« das Geld wieder einsackte.

Vor dem Langemann-Untersuchungsausschuß hat Dr. Alfred Seidl bestritten, von Langemann erfahren zu haben, wen dieser aus dem Topf »positiver Verfassungsschutz« bezahlt hat.

Schatzmeister Dr. Alfred Seidl gab die Haushaltsmittel des Innenminister Dr. Alfred Seidl, die für »positiven Verfassungschutz« bestimmt waren, an den Informationsdienst des Ex-BND-Mitarbeiters und nunmehrigen bayerischen Beamten Freiherr von Stauffenberg weiter. Und von Stauffenberg kassierte die Gelder wieder der Ex-BND-Mitarbeiter und

nunmehrige Staatsschutz-Chef in Bayern, Dr. Hans Langemann. Vor dem Untersuchungsausschuß des Münchner Landtags gab Stauffenberg die Summe, die er, im Laufe der Jahre an Langemann bezahlt hat, mit etwa 350.000 Mark an. Langemann hat dafür, so Stauffenberg, Nachrichten aus aller Welt besorgt.

Verbreitet wurden diese im Stauffenberg-Dienst, der einen exklusiven Verteiler-Kreis hatte: CDU-MdB Karl Carstens, später Bundespräsident, CDU-MdB Helmut Kohl, heute Bundeskanzler; CDU-MdB Philipp Jenninger, heute Kanzleramts-Minister; Alfred Dregger, heute Fraktionsvorsitzender der CDU/CSU im Bundestag; Franz Josef Strauß; Friedrich Zimmermann; die Bundestagsabgeordneten Hans Graf Huyn, Werner Marx, Graf Stauffenberg und Walter Wallmann. Dazu die Journalisten Peter Boenisch (»Bild«), heute Regierungssprecher, Paul Limbach von der »Quick« und Otto Roegele vom »Rheinischen Merkur«.

Langemann setzte mit der Nachrichtenbeschaffung nicht nur seine alte BND-Tätigkeit fort. Er beschäftigte - wenigstens zum Teil - auch die gleichen Leute. Aus dem bayerischen Innenministerium flossen Gelder auf das Münchner Konto des BND-Agenten Aristide Brunello, der für Pullach im Vatikan spionierte. Um das Wirrwarr voll zu machen: Zeichungsberechtigt auf dem Brunello-Konto war Stauffenberg , und der gab diese Gelder teilweise an Langemann weiter. Andererseits finanzierte Stauffenberg den BND-Agenten Brunello auch aus anderen Töpfen. Entgegen seinen Aussagen vor dem Untersuchungsausschuß in München hat Stauffenberg noch 1975 über die Stuttgarter »Studiengesellschaft für Information und Fortbildung« - auch so ein CDU-naher Club - Brunello mit Tausenden von Mark bezahlen lassen.

Aber mit der Erinnerung hat Stauffenberg ohnedies seine Schwierigkeiten. Vor dem bayerischen Landtag hat er bestritten, dem Arbeitskreis für das Studium Internationaler Fragen angehört zu haben. Im Protokoll der Mitgliederversammlung vom 3.3.1980 in St. Augustin bei Bonn heißt es jedoch: »Freiherr von Stauffenberg erhielt das Wort zu einem Tätigkeitsbericht. Es ergaben sich keine Beanstandungen.« Und weiter: »Der Haushaltsplan 1980 wurde von Frhrn. v. Stauffenberg vorgetragen.« Der Freiherr fungierte als »Schriftführer« des Vereins.

Der von der Union lancierte und finanzierte Stauffenberg-Dienst war ein Verschiebe-Bahnhof für Steuergelder. Unter den Decknamen Walter Henri Jonas, Dr. Rosemarie von Corneli und Professor Dr. Johann Kinsky wurden auf verschiedenen Konten im In- und Ausland von Langemann mit Vermittlung von Stauffenberg Gelder verschoben. Die Stuttgarter Studiengesellschaft, welcher der Verleger Heinrich Seewald vorsteht und die auch Flick-Spenden kassierte, hat jahrelang Zehntausende von Mark für Stauffenberg angewiesen, mit denen Langemann seine Agenten bezahlte.

Als Walter Henri Jonas kassierte Langemann 1974 genau 14.540 Mark. An eine Frau Dr. von Corneli gingen 1974 9.000 Mark. Ein Dr. Joh. Kinsky (auch das ein Langemann-Pseudonym) schickte für Oktober und November 1973 eine Rechnung von 1. 177,85 Mark, die Stauffenberg als »sachlich richtig« abzeichnete.

Bei solch enger Zusammenarbeit versteht es sich, daß man einander gut kennt. So verwundert es nicht, wenn vor dem OLG München Stauffenberg im Langemann-Prozeß aussagte, »Langemann muß den Verstand verloren haben«. Das liegt ebenso auf der Kopfschuß-Richtlinie von Strauß wie die Aussage von Dr. Alfred Seidl vor dem Landtagsausschuß, Langemann sei »ein tragischer Fall«, der habe eine»Verletzung des Stammhirns«. Der Doktor muß es wissen, wozu hat er Jura studiert.

Konkret 09/84, S. 46

Ulrich Enzensberger

Konkret-Extra: Asyl gesucht
Der beste Asylant ist ein toter Asylant

Vor einem Jahr stürzte sich in Berlin (West) Cemal Altun aus dem sechsten Stock des Verwaltungsgerichts. Er hatte Asyl erhalten und sollte dennoch an die Türkei ausgeliefert werden. In der Sylvesternacht 1983/84 verbrannten im Westberliner Abschiebegewahrsam sechs Menschen. Zwei von ihnen hatten um politisches Asyl gebeten. Seither machen Asylanten an der Spree keine Schlagzeilen mehr

Nach einem keineswegs üppigen Frühstück beschloß ich Ende Juli, mich für eine Woche in einen Westberliner Scheinasylanten zu verwandeln. Ich steckte mir 12,81 Mark in die linke und 45 Mark in die rechte Hosentasche und machte mich auf den Weg zum »Gesundheitsladen« in Schöneberg.

Mittellose Asylbewerber bekommen im Schaufenster des Freien Westens 55 Mark monatlich bar auf die Hand. Dazu kommen 185 Mark in Wertgutscheinen, herausgegeben vom Senator für Gesundheit, Soziales und Familie, falls der Asylant sich selbst verpflegt.

Ich hätte mir meine Gutscheine auch in der evangelischen Gemeinde zum Heiligen Kreuz, beim Allgemeinen Studentenausschuß der Technischen Universität oder der Freien Universität, bei der SEW Tempelhof oder in der »Linde« besorgen können. Man bekam sie fast überall. Oder bei Pastor Schulze in Dahlem, der bereits im letzten Herbst seinen Schäfchen im Gemeindeblatt empfohlen hatte: »Probieren Sie es doch einmal, dieses herrliche Diskriminierungsgefühl!«

Zwei Fünf-Mark-Gutscheine tauschte ich direkt vor dem noch geschlossenen Lädelchen einem libanesischen Flüchtling ab, der sonst nur Werte zu 10 Mark und zu 20 Mark besaß. Erst als er meinen knisternden Zehnmarkschein sicher verstaut hatte, begann er zu lächeln; ihn hatte die amtliche Drohung verstimmt: »Bei Weitergabe oder Verkauf von Wertgutscheinen kann Ihr Bargeldanteil der Sozialhilfe gekürzt oder gänzlich versagt werden.«

Wir waren vier Personen geworden, als ein erstauntes Mädchen die Tür aufschloß; zurück aus dem Urlaub hatte es vierzig Personen erwartet, wie noch im Juni. Ihm kaufte ich weitere sieben Fünf-Mark-Gutscheine ab und trat dann, immer auf Kreuzberg zumarschierend, die Suche nach einem Laden an, wo ich Rasierklingen, ein kleines Heft und einen Stift kaufen konnte.

Mich beschäftigten lebhafte Phantasien. Drei Wochen zuvor hatte ich eine sonnabendliche Aktion der Alternativen Liste gegen ein Geschäft miterlebt, das sich geweigert hatte, Wertgutscheine von Käufern anzunehmen, die kein Asyl beantragt hatten: Die Verkäuferinnen hatten geackert wie vor Weihnachten nicht.

Aus ihren piepsenden Kassen quollen endlose Luftschlangen, die abzureißen sie die Zeit nicht mehr fanden. Sobald der Kunde einen Wertgutschein zeigte, begannen schweißüberströmte Weißkittel Berge von Wurst, Tiefkühlkost, Milch, Schnaps, Kaviar im Wert von Hunderten von Mark, oder aber auch bescheidene Hügelchen von Mehl, Gries und Zucker in bereitstehende leere Einkaufswagen zu werfen, die andere Weißkittel in fliegender Hast ins Ladeninnere zurückfuhren, bis alles zusammenbrach.

Dann waren mehrere Wannen mit Prätorianern aufgefahren und hatten den Laden für neue Kunden gesperrt, bis schließlich die Rolläden fielen, an einem langen Samstag, um 13 Uhr.

Einige Tage darauf hatte ich in einem Rewe-Laden in Moabit Ware im Wert von 4,97 Mark mit einem Fünf-Mark-Gutschein bezahlt. »Frau Possiel, übernehmen Sie!« Die Marktleiterin war herbeigeeilt, hatte die Quittung zerknüllt und auf den Boden geworfen und zwei Hühnchen und ein Glas Honig mit einer massiven Armbewegung in die Ablage befördert.

»Und meine drei Pfennig!« - »Wir geben kein Wechselgeld raus!« - »Das müssen Sie aber! Bis zu zehn Prozent! Das hat der Senat angeordnet!« - »Wir müssen gar nichts!« Wie eine Hyäne kam eine gelbhaarige Geisterbahnhexe das Regal entlanggeschlichen. »Diese Asylanten, diese Penner, diese Asozialen! Die versaufen doch sowieso alles!« »Die sollen lieber arbeiten!« sagte die Kassiererin. »Das dürfen sie die ersten zwei Jahre, die sie hier sind, nicht.« »Die sollte man alle zurückschicken, woher sie gekommen sind!« Und dann die Hyäne, mit der Unaufhaltsamkeit eines lang eingeübten, gutgeölten, präzisen Mechanismus: »Weg, die gehören weggeschafft, das sind noch viel zuwenige gewesen! «

Nun stand ich vor dem Woolworth am Tauentzien. Ich verzichtete auf ein Soft-Eis zu 4,50 Mark. Fünf Rasierer zu 1,45 Mark waren nötiger. Stifte gab es nur im Dreierpack zu 1,50 Mark. Sie lagen wie das Vokabelheft zu 95 Pfennig am Rande der Legalität: »Nur zum Einkauf von Lebensmitteln, Tabakwaren, Wirtschaftsartikeln« stand auf den Coupons.

»Das kann ich nicht machen. Sie müssen noch was dazunehmen. Nehmen Sie doch noch 'ne Süßigkeit dazu!« - »Nee«, sagte ich, »dann muß ich nochmal suchen.« - »Das geht nicht, ich muß weitermachen.« Luftschokolade. 51 Pfennig

Wechselgeld klickerten in meine hohle Hand, und während schon fade Süße mir auf der Zunge zerging, klang in meinen Ohren noch die großmütig hinterhergeschickte Drohung: »Eigentlich bräuchte ich Ihnen überhaupt nichts rauszugeben.«

*

Bis 1973 bewegte sich die Anzahl jener Personen, die in der BRD und Westberlin um Asyl baten, zwischen jährlich drei- bis fünftausend. 1974 waren es 9.500, 1976 circa 11.000, 1978 circa 33.000, 1979 circa 51.500, 1980 etwa 108.000.

Im Artikel 16 des Grundgesetzes heißt es: »Politisch Verfolgte genießen Asylrecht.« Seit 1980 müssen Bürger der Staaten Sri Lanka, Äthiopien, Afghanistan, Indien, Bangla Desh und Türkei bei Einreise in die BRD ein Visum vorlegen. Die Bundesregierung wies die Fluggesellschaften an, Personen ohne gültigen Sichtvermerk nicht mehr in die BRD zu bringen.

1981 sank die Gesamtzahl der Asylbewerber um die Hälfte, 1982 auf etwa 37.500. 1983 wurden in Westberlin 5.600 Asylanträge gestellt. Das waren 28 Prozent aller Anträge. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1984 wurden in Berlin 4.330 Anträge gestellt, davon 901 im Juni.

Westberlin hat eine offene Grenze. Personen, die aus dem Ostteil der Stadt kommen, werden von westlicher Seite im Prinzip nicht kontrolliert. Die Westmächte gehen von der Annahme aus, daß ganz Berlin, also auch der sowjetische Sektor, unter der Kontrolle aller vier Mächte steht, und versuchen deshalb, die Mauer nicht als Grenze zu behandeln.

Die Folge davon ist, daß viele Flüchtlinge, die aufgrund der Visumpflicht anders gar nicht erst an die Grenze zur BRD gelangen würden, den Ostberliner Flughafen Schönefeld anfliegen und von dort, mit einem Tagesvisum der DDR versehen, zum Grenzübergang Bahnhof Friedrichstraße fahren.

Der Übergang Friedrichstraße liegt mitten in Ostberlin. Man passiert die DDR-Grenzkontrolle, steigt eine Treppe hinab und gelangt auf einen Bahnsteig, von dem aus man mit der U-Bahn hinein nach Westberlin fährt, ohne auf weitere Kontrollen zu stoßen.

Es sei denn, man hätte eine ungewöhnliche Hautfarbe und trüge einen Koffer in der Hand. Dann kann es einem passieren, daß eine zivile Streife der AGA, der Arbeitsgruppe Gezielte Ausländerfahndung, den Paß verlangt. Dann kann es, wie in letzten Jahren häufig geschehen, zur Schlagzeile kommen: »Illegal eingereiste Ausländer in der U-Bahn festgenommen.«

*

Illegal eingereist! Wenn ich das schon höre! Ein Asylbewerber reist nicht illegal ein, das hat das Bundesverwaltungsgericht im Mai '81 eindeutig geklärt, daß ein Asylbewerber kein Visum braucht. Der kann auch mit falschen Papieren kommen! Was soll der Mann denn machen! Er kann ja nicht in Teheran zur Botschaft gehen und sagen: Hier, ich möchte einen Sichtvermerk zum Zwecke der Asylantragstellung in der BRD haben.«

Rechtsanwalt Moser hing schräg im Lehnstuhl hinter seinem Schreibtisch. Er besaß die Fähigkeit, sich immer wieder aufs Neue zu ärgern. Allerdings kam er mir heute nicht so massig vor wie vor zwei Wochen, als ich ihn im Bundesverwaltungsgericht vortragen sah. Vor Empörung hatte ihm die Sprache versagt. Einer seiner Mandanten war abgeschoben worden, ohne daß man den Anwalt benachrichtigt hatte.

Es war ein Bild wie von Daumier. Der Vorsitzende hatte höchst behutsam, württembergisch, mit feudaler Noblesse feinste Winke gegeben. Es war, als schwebte Zigarrenrauch in der Luft. Rechts und links von ihm weiche Wangenwülste, ein riesiges, lauschendes Ohr, spielende Hände, tief über die Pupillen hängende Lider, ein lüstern-zynischer Mund, eine sinnlich gebogene Nase: Ob Moser tatsächlich für sich als Rechtsberater ein Grundrecht geltend machen wolle, über den Wunsch seines Mandanten, ihn sprechen zu wollen, informiert zu werden? Und wenn, auf welchen Artikel des Grundgesetzes er sich dabei berufe! Genüge nicht das unbestrittene Grundrecht des Mandanten, ihn, Moser, sprechen zu dürfen?

In seiner vernutzten Praxis in Kreuzberg, in seinem Büro, dessen Boden ein Schwarm brauner Hängeordner bedeckt, begriff ich angesichts zahlreicher messingner Dankesgeschenke aus dem Orient erleichtert, daß ich mich für meine schlapprigen Jeans, für mein kariertes Hemd, für meine Plastiktüte hier nicht zu entschuldigen brauchte.

Nun, ohne Robe, wirkte Moser jünger, auch als er jenen strapazierten Optimismus entwickelte, mit dem die meisten fortschrittlichen Anwälte, abgebügelt und abgeschmettert, immer aufs Neue Fortschritte im Apparat zu konstatieren glauben. »Natürlich hat sich nach dein Brand am Augustaplatz einiges geändert. Und vieles hat sich auch dadurch gebessert, daß die Ausländerbehörde jetzt einen neuen Chef bekommen hat. Das müssen Sie unbedingt schreiben.«

Das war kein übertriebenes Wort. In einer eben erst erschienenen, ausgezeichneten Dokumentation finden sich dafür Beweise, die die durchschnittliche Phantasie eines Sado-Video-Produzenten bei weitem übersteigen:

Am 6.1.84 war ein 22jähriger tamilischer Asylbewerber zusammen mit einem Landsmann und weiteren soeben über Ostberlin eingereisten Tamilen in eine Razzia der AGA am U-Bahnhof Hallesches Tor geraten. Sie wurden festgenommen, in die Kochstraße gefahren und am After untersucht. Ein Telefonat mit amnesty international wurde nicht erlaubt.

In Handschellen nach Spandau weiterverschubt, wurden sie dort mit dem Gesicht zur Wand aufgestellt und bekamen einen Einlauf. Danach mußten sie den Darm entleeren und durften sich wieder ankleiden.

Erneut gefesselt nach Schöneberg verbracht, wurden ihnen sämtlicher Besitz sowie Oberhemd und Gürtel abgenommen. Dann wurde ihnen Rizinus verabreicht, und sie mußten erneut koten, diesmal von einem Polizisten durch ein kleines Fenster beobachtet.

Am Morgen des 7.1. wurden sie entlassen. Das war sieben Tage nach dem Brand am Augustaplatz, bei dem nach Meinung Mosers vier Personen verbrannten, die rechtmäßig gar nicht in Abschiebegewahrsam hätten sein dürfen.

Daß erst am 16.7.84 wieder vier über Schönefeld eingereiste Iraner in der Polizeidienststelle Tegel festgenommen worden waren, erst am 19. von der für Asylanträge zuständigen Behörde gehört, danach verhaftet und erst am 21.7.84 wieder freigekommen waren, war ihm bekannt.

Und nun holte er zu einem kleinen Plädoyer aus, bei dem seine Knöchel in recht regelmäßigem Rhythmus auf die Schreibtischplatte pochten. »Wissen Sie, was das Unangenehmste für Lummer ist? Daß Leute, die hierher kommen, zum Teil Asyl bekommen. Deswegen diese Schwarzmalerei, das Gerede, nur 5,6 Prozent erhielten Asyl, der Rest sei mißbräuchlich. Wenn einer abgelehnt wird, dann ist das doch noch kein mißbräuchlicher Asylantrag! Früher wurden laufend Leute aus Sri Lanka abgelehnt, jetzt erkennt Münster die Leute an, früher wurden laufend die Iraker abgelehnt, inzwischen werden die Iraker weitgehend anerkannt. Für Lummer ist das furchtbar unangenehm. Die Anerkennungsquote bei Iranern liegt inzwischen bei ungefähr 60 Prozent. Deshalb macht er Gegenpropaganda. Hier soll sich rumsprechen, hier werdet ihr abgefangen, hier kommt ihr gar nicht erst zur Ausländerbehörde, geht besser nach Schweden.«

*

Auch mein zweiter Einkauf am ersten Tag meines Scheinasylanten-Daseins verlief problemlos. Ich kaufte einen Liter Milch für 1,59 Mark, 125 Gramm Tee für 2,78 Mark und abgepackte Schwarzbrotschnitten für 69 Pfennig. Sechs Pfennige zahlte ich bar drauf. »Sechse!« Das war die einzige Äußerung der Kassiererin. Am nächsten Morgen fuhr ich mit der U-Bahn zum Verwaltungsgericht am Bahnhof Zoo. Ein Eduscho-Café vor der Verhandlung reduzierte meinen Bargeldbestand auf 10,66 Mark.

Schon zwei Wochen zuvor hatte ich mehrere Sitzungen des Verwaltungsgerichts besucht. Ich hatte erlebt, wie die 22. Kammer unter Richter Baring zehn Tamilen als asylberechtigt anerkannte, denen vom Bundesamt die Anerkennung verweigert worden war. Die 22. Kammer geht wie das Oberverwaltungsgericht Münster nach ausführlichem Studium der Lage in Sri Lanka von einer Kollektivverfolgung der Tamilen aus. Ob dieses Urteil endgültig sein wird, wird allerdings erst das Bundesverwaltungsgericht klären.

Dann hatte mir eine Woche später ein Richter der 20. Kammer gestattet, zwei Anhörungen beizuwohnen. Ich konnte ihm keinen Vorwurf machen. Er ließ gelten. Er arbeitete sensibel. Doch nach einer halben Stunde zuckte sein Kopf zum erstenmal nach rechts, der rechte Arm drehte sich unmerklich. Die Uhr. Der Schnauzer wurde massiert. Eine Stirnfalte bildete sich. Der Dolmetscher, grauhaarig, ernst, holte heraus, was herauszuholen war. Die Aussage des Asylbewerbers, mit der er seinen Asylantrag untermauern wollte, war genau überlegt. Er kam aus einer kurdischen Provinz des Irak. Dort hatte er für die Demokratische Kurdenpartei gearbeitet. Der Geheimdienst hatte versucht, ihn zur Kooperation zu zwingen. Schläge. Mißhandlungen. Ultimatum.

Auf den Rat seiner Familie hin ging er illegal nach Syrien, dann in den Libanon, reiste dann von dort mit gefälschten Papieren über Berlin (Ost) nach Berlin (West) ein.

Er gab sein Bestes. Knapp aber bunt. Das Bunte, Warme: Seine Familie; die Schokoladenfabrik in Beirut, in der er arbeitete.

»Und wo haben Sie Ihren irakischen Personalausweis?« - »Iii Bagdad verloren.« Die Stirnfalte vertiefte sich. Der Morgen hatten einen Knacks bekommen. Augen blickten über Brille. »Und wie erklären Sie sich, daß Ihr gefälschter libanesischer Paß hier anstandslos von der libanesischen Botschaft verlängert wurde?« - »Das weiß ich nicht.« - »Warum haben Sie ihn zur Verlängerung eingereicht?« - »Das Ausländeramt hat mich dazu aufgefordert.« Die Stunde ist um. Der Richter befindet sich mitten im Paragraphendschungel. Sollte er den Ledernacken spielen?

Der sympathische Mann geht, der Richter überlegt noch, während ein unsympathischer Mann den Raum betritt. Seine Hose schlappert. Er redet hastig. Er hat keinen Anwalt.

Er hatte sich in seinem ersten Asylantrag als staatenloser Palästinenser ausgegeben und kein Asyl erhalten. Staatenlose Palästinenser aus dem Libanon erhalten so gut wie nie Asyl. Das Auswärtige Amt sagt, es gebe im Libanon Orte, wo sie sich hinflüchten könnten.

Nun behauptet der Mann, er sei Kurde, Kurde aus dem Irak. in Bagdad habe er in einem Jugendclub gearbeitet, der der Kurdischen Demokratischen Partei nahestand. Man habe ihn zwingen wollen, mit der regierenden Baath-Partei zusammenzuarbeiten. Ober Syrien sei er dann in den Libanon eingereist. Seinen irakischen Personalausweis habe er verloren.

Der Mann zappelt auf dem Stuhl. Er sitzt auf der Kante. Seine Füße arbeiten. Er redet zu laut. Er gebraucht Propagandaparolen. Seine Jacke sitzt nicht. Die Zeit rinnt aus, die Stunde läuft ab.

»Warum hat Ihr Bruder wie Sie einen gefälschten libanesischen Paß, der auf denselben Namen wie der Ihre ausgestellt ist? Warum ist in diesen Paß eingetragen, er sei mit einer staatenlosen Palästinenserin verheiratet?«

Das Verwaltungsgericht Berlin tut seine Pflicht.

*

Das Oberverwaltungsgericht Berlin tut mehr als seine Pflicht. Es ist verhaßt. Heute tagte der 8. Senat: Der Vorsitzende Richter Küster, Dr. Günther und Dr. von Haase.

Scheu, in Arbeiter-Jeans, im frisch gewaschenen, ungebügelten Hemd, kam ein harter Gärtner herein. Eigentlich war er eher schmal, und sein leicht gekrümmter Rücken verriet, daß er für sein vielleicht fünfunddreißigjähriges Leben schon zuviel hatte arbeiten müssen. Er war Kurde und stammte aus einem kleine Dorf im kurdischen Teil der Türkei, wo seine Familie einen kleinen Hof besaß. In der nahegelegenen Kreisstadt bekam er Kontakt zur kurdischen Arbeiterpartei (PKK), in die er nach seinem Militärdienst eintrat. Gleichzeitig zog er nach M., wo er bis zu seiner Ausreise 1978 als Gärtner arbeitete. Erst vor wenigen Tagen habe er in der Türkei angerufen, und man habe ihm gesagt, er solle unter keinen Umständen zurückkehren.

»Wen haben Sie in der Türkei angerufen?« : »Seine Freunde«, übersetzt der Dolmetscher. »Wer sind seine Freunde?« - »Sie sind im Gefängnis.« »Wie heißen sie?« - Ein Name fällt. »Hat das Gefängnis Telefon?« - »Freunde besuchen ihn.« - »Welche Freunde?« - »Er will ihre Namen nicht nennen.« - »Wohnen die Freunde im Dorf?« - »Ja.« - »Gibt es Telefon im Dorf?« - ».Ja.« - »Öffentlich oder privat?« - »Privat.«

Die Kammer ist mißtrauisch. »Sagen Sie ihm, er soll den Namen des Dorfes aufschreiben.« - »Und die Telefonnummer«, stößt der Beisitzende nach.

Asylbewerber sind Kläger, sie klagen um ihre Anerkennung. Der 8. Senat macht aus dem Kläger einen Angeklagten.

»Sind Sie zur Schule gegangen?« - »Nein.« - »Aber in Ihrem ersten Antrag haben Sie gesagt, Sie haben zwei Jahre die Schule besucht.« - »Ich habe aber nichts gelernt.« - »Gab es in Ihrem Dorf größeren Grundbesitz?« - »Nein.« - »Wissen Sie was ein Aga ist?« - »Ein reicher Herr, der andere unterdrückt. In meinem Dorf gab es keine Agas. « - »Aber in Ihrem Asylantrag haben Sie doch geschrieben: 'Ich habe die Großgrundbesitzer bekämpft.'«

Freudig lächelt der silberhaarige Beisitzer, als sich herausstellt, daß der Angeklagte nur den Namen des Örtlichen Vorsitzenden, nicht aber den Namen des Gründers der PKK kennt.

Der Dolmetscher wird entlassen. »Wollen Sie das Urteil abwarten?« fragt der Vorsitzende den Asylbewerber. »Wir stellen das Urteil sowieso Ihrem Anwalt zu.« Der harte, scheue Mann zögert. »Ich warte.«

Ich warte mit ihm zusammen auf dem Gang. Er arbeitet seit langem in einer Gärtnerei in Tegel. Als er kam, gab es noch kein Arbeitsverbot. Dabei hat er das erste Glied des Mittelfingers seiner rechten Hand verloren. Die Krankenkasse hatte nicht gezahlt. Sein Anwalt, dem er dreihundert Mark gegeben hatte, war heute nicht gekommen. Sekretärinnen in Sommerkleidern huschen über den Flur. Die Uhr tackt. Der Vertreter des Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge, der sich auf wenige Worte beschränkt hatte, aus Nürnberg eingeflogen, schnaufte in die Kantine. Der Gärtner geht auf und ab und knackt mit den Fingern.

Sein Asylantrag wird abgelehnt, das Votum des Verwaltungsgerichts Berlin verworfen: »Von den Agas wußte er überhaupt nichts... Auch wenn er nicht schreiben und lesen kann, so hat ihm das Gericht doch keine schwierigen Fragen gestellt... Er hat eine Geschichte erfunden... Der Kläger ist als Typus Beweis, daß von einer Gruppenverfolgung der Kurden in der Türkei nicht gesprochen werden kann.«

Die Fenster werden geschlossen. Händeschütteln des Gerichts. Der Gärtner hat nichts verstanden. Ich muß es ihm sagen.

Was ich ihm nicht sage, ist, daß das Verwaltungsgericht Berlin festgestellt hat, daß türkische Behörden in Kenntnis von Asylverfahrensakten kommen. Was ich ihm nicht sagte, weil ich es selbst noch nicht wußte: Ein vom Oberverwaltungsgericht abgelehnter Asylbewerber muß damit rechnen, schon am nächsten Tag in Abschiebegewahrsam genommen zu werden.

M., den ich in einem Heim des Roten Kreuzes besuchte, wo er zusammen mit seiner Frau und zwei Kindern in einem Zimmer wohnte, hat ein Jahr lang in Abschiebehaft gesessen. Einen Tag nach der Geburt seiner Tochter hatte man ihn im Februar 1983 in das Abschiebegefängnis Augustaplatz gebracht.

Er begrüßte mich mit souveräner Höflichkeit, stellte mich seiner Frau und seinen Kindern vor, rückte mir einen Stuhl zurecht, so daß ich mit dem Rücken zum Ehebett saß, und setzte sich mir gegenüber. Seine Frau nahm an einem kleinen Tisch an der Wand Platz und beschäftigte die Kinder. Vor dem Fenster wuchsen in Blumenkästen Zwiebeln. Der Fernseher lief ohne Ton. Die Wände schmückten palästinensische Wimpel und ein verdeckter Herd im Eck bewies, daß man hier nicht kochen durfte.

Alles war ordentlich, aber nicht zwanghaft, und als M. mir seinen »Ausweis« zeigte, mußten wir alle herzhaft lachen. Es handelte sich um eine Reihe grauer, mürbe gewordener, zerfallender Zettel, ausgestellt und mit einer Öse zusammengeheftet von der Westberliner Ausländerpolizei. Auf dem ersten stand, trotz pfleglichstem Umgang kaum mehr leserlich: »Gilt nicht als Paßersatz«.

Während seine Frau einen mit Kardamon abgewürzten Kaffee kochte, zeigte er mir seine übrigen Papiere, ganze kleine Hefte völlig formelhafter Anordnungen der Haftfortdauer und am Ende eine Bestätigung der jordanischen Botschaft, die es ablehnte, seinen Paß zu verlängern oder ihm einen Passierschein auszustellen.

Sein Asylantrag war verworfen worden. Nach Jordanien konnte er nicht mehr zurück. In den Libanon, von wo er 1982 gekommen war, wurde er nicht abgeschoben, weil Lummer im Oktober letzten Jahres einen Abschiebestopp ausgesprochen hatte, nachdem sich mehrere palästinensische Familien in die evangelische Kirche zum Heilig-Kreuz in Berlin-Kreuzberg geflüchtet hatten. Seit seiner Entlassung aus der Abschiebehaft mußte er monatlich seine »Duldung« erneuern. Er war ein »Dulder« im Amtsjargon.

Die Familie bekam monatlich 100 Mark in bar und tägliches Essen im Heim. Es war grauenhaft. Sie träumten von Wertgutscheinen. »Schauen Sie nur!« M. zog eine Schublade im Schrank auf, in der mindestens dreißig Ölsardinenbüchsen lagen. »Immer dasselbe. Sie geben uns täglich ich weiß nicht wieviel Zucker. Käse! Schauen Sie sich den Käse an! Die Kleine bekam, bis sie ein Jahr alt war, noch eigenes Essen. Jetzt bekommt sie dasselbe wie wir. Dabei zahlt der Senat 29,20 Mark pro Kopf. Die Waschmaschine kostet fünfzig Pfennig.« - »Haben Sie das Essen von heute noch da?« - M. sah mich an. ».la, kommen Sie.«

Im Eck stand auf einem Schränkchen eine Plastikschüssel. In ihr lagen Pellkartoffeln. Darauf zwei gebratene Heringe. M. zog eine Pellkartoffel heraus. Sie war an der Seite ganz schwarz. Ich blickte zu dem kleinen Mädchen hin, das uns mit großen Ringen um die großen Augen ansah. Es hat schon zwei ganz kleine Vorderzähnchen. - Auf der Straße bekam ich plötzlich schrecklich Appetit auf Vitamine. Ich kaufte mir für meinen dritten Coupon ein Pfund Kirschen und eine »taz« und bekam 29 Pfennige zurück.

Von den rund 9.000 Asylbewerbern in Westberlin, die eine reduzierte Sozialhilfe erhalten, leben etwa 2.000 wie M. Sie bekommen keine Wertgutscheine. Die Sozialhilfestelle hat sie in ein Heim eingewiesen unter der Drohung, jede Unterstützung zu streichen.

In einem Heim am Friedrich-Olbricht-Damm in Berlin-Reinickendorf, wo 250 Menschen leben, kam es im letzten November zu einem Hungerstreik von 40 arabischen Familien. Besitzer des Heims: Lummer-Duz-Freund Lothar Pötschke.

Ich habe Pötschke nie ins nach Zeugenaussagen auch im Winter karotinbraune Antlitz geguckt. Ich kenne ihn nur vom Hörensagen. Es handelt sich offensichtlich um einen Mann, dessen guten Ruf selbst die giftigsten Lästerzungen bis heute nicht ruinieren konnten. Immerhin scheint festzustehen, daß er, von Profession eigentlich Tankstellenbesitzer, durch seinen Freund »Fiffi« Kronsbein im erweiterten Vorstand von Hertha BSC auf die Idee geriet, sich hilfebedürftigen Asylbewerbern zuzuwenden. »Fiffi«, heute der Verletzung mit Todesfolge an seiner Ehefrau angeklagt, hatte eine abgewirtschaftete Pension in Schöneberg zum Asylantenheim umgestaltet. Pötschke eröffnete 1978 sein erstes kleines Heim in Dahlem.

Wenig später betrieb Pötschke zusammen mit seinem Sohn Andreas bereits ein halbes Dutzend Berliner Heime. 1981 weitete er sein Asylanten-Imperium nach Niedersachsen aus. In Salzgitter, in Soltau-Brock, in Schneverdingen entstanden Filialen, bis der Flüchtlingsstrom plötzlich abnahm 'und der geschickte Kaufmann all seine Phantasie und Erfahrung aufbieten mußte, um durch entschlossene Rationalisierung die Profitrate zu halten.

Nur Scheinasylanten werden aus der Tatsache, daß die Staatsanwaltschaft Braunschweig, Dezernat Betrug und Wirtschaftsdelikte, aufgrund von Erkenntnissen der Kripo Salzgitter unter dem Aktenzeichen 404 Js 27365/83 ein Ermittlungsverfahren gegen ihn einleitete, irgendwelche voreiligen Schlüsse ziehen. Schließlich schützt das Grundgesetz nicht nur das Asylrecht, sondern auch das Eigentum.

Ein zweiter Star des Westberliner Asylantenheim-Geschäfts ist Herr Ulrich, der eine Unterkunft am Freiheitsweg, ebenfalls in Reinickendorf, betreibt. In diesem »HDU«-Heim kam es 1982 zu einem Hungerstreik. Seine Bewohner wurden und werden mit einem »Ardy-Menü« einer Ardy-Menü-GmbH verköstigt, die mit der HDU geschäftlich eng verbunden ist, wie das Handelsregister ausweist.

Beide Herren müssen sich ihrer Haut wehren. Während Pötschke mit einer Einstweiligen Verfügung die Behauptung untersagte, seine »INTA Handels- und Grundbesitzerverwaltungs GmbH« »sei eine Bordellbetreiberin und habe, da sie erkannt habe, daß der Staat ihr gegenüber freigiebiger sei als der spendabelste Freier, den Betrieb des Asylantenheims Friedrich-Olbricht-Damm 63 aufgenommen«, dementierte Ulrich die Behauptung, er habe von Bewohnern seines Heimes gesagt, sie benähmen sich wie Schweine, in einem eigenhändig unterschriebenen Brief folgendermaßen:

»Geschäftsführer Ulrich sagte wörtlich: 'Sie benehmen sich wie Schweine, weil sie ihre Speisereste und Verpackungsrückstände auf den verschmierten Tischen im Speiseraum und in den Zimmern liegen lassen und sich weigern, Sauberkeit und Ordnung herzustellen, Weil sie sich weigern, die von ihnen hervorgerufene Unsauberkeit durch das Wegwerfen der Reste in die überall im Hause bereitgestellten Mülltonnen zu vermeiden. Weil sie trotz wiederholter Ermahnung ihre Abfälle einfach aus dem Fenster werfen und so die Gefahr einer Rattenplage hervorrufen. Weil sie den Abfüllhahn des Tee-Thermosbehälters absichtlich offenlassen und so schon zweimal eine Teeüberschwemmung im Speiseraum verursachten.«

Eine verborgene Größe ist auch der Nachtklubbesitzer und Immobilienhändler Max Bender, um den es in letzter Zeit so still geworden ist. Er kaufte im November 198 1, nachdem er bereits in der Mommsenstraße ein Asylantenheim aufgemacht hatte, ein Haus mit vierzig winzigen Apartments in der Dickhardtstraße in Berlin-Friedenau und pferchte in jedes fünf asylsuchende Ausländer.

Das inzwischen geschlossene Heim muß in einem Zustand gewesen sein, der jeder Beschreibung spottete: Auslaufende Klos, offenliegende Stromleitungen, demolierte Waschbecken, nasse Wände, defekte Türschlösser, abgerissene Tapeten, zum Teil Pappe statt Fensterglas. Ein Höhepunkt war erreicht, als sich infolge eines Wasserrohrbruchs eine Rigipsdecke von 20 Quadratmetern löste und einen Bewohner unter sich begrub.

Abgestandenes Bier, müßte man denken. Doch dem ist nicht so. Der vierte Tag meiner Gutschein-Woche war bereits gekommen, eben hatte ich von meinem spärlichen Bargeld noch mit dem für die Belegung der Asylantenheime verantwortlichen SPD-Stadtrat Westhäußer telefoniert und von ihm erfahren, daß Pötschkes im Dezember '84 ablaufender Vertrag für den Friedrich-Olbricht-Damm wahrscheinlich verlängert werde, als mir ein Zettel in die Hand fiel, den mir ein Freund im Bezirksamt Tiergarten fotokopiert hatte.

Es handelte sich um eine auf den 17.4.84 datierte Gewerbeanmeldung, eingereicht von einem Afghanen namens Mir Abul Quassem, der als Asylberechtigter in der »Dennenwitzstraße«, Berlin 30, ein Asylantenheim eröffnen wollte.

Am Vortag hatte ich mich von fünf Tomaten (1,98 Mark), einem Joghurt (59 Pfennig), einem Pfund Schwarzbrot (59 Pfennig) und einem Liter Milch ernährt und 45 Pfennige herausbekommen. Nun verzehrte ich auf einer Parkbank ein Viertelpfündchen Käse, drei Semmeln und ein Pfund Tomaten und trank dazu einen halben Liter Milch. Danach eine Joghurtspeise. Rest: acht Pfennige.

Die Dennewitzstraße, denn um sie mußte es sich trotz des falschen »n« handeln, war nicht weit. Das spielte keine unbedeutende Rolle in Anbetracht des Zustandes, in dem sich inzwischen meine Füße befanden. Eine zweite und eine dritte U-Bahnfahrt hatten bereits ein empfindliches Loch in meinen Barbestand gerissen. Er lag nun bei 6,28 Mark. Ich hatte nämlich nicht nur mit Herrn Westhäußer, sondern insgesamt sechsmal telefoniert.

Ich machte mich auf, Richtung Bülow-Bogen. Der Henkel meiner Plastiktüte war inzwischen gerissen, und von ihrer gelben Farbe hatte ich Finger, als wäre ich Kettenraucher.

Vor dem Haus Dennewitzstraße 7 stand ein schrottreif wirkendes Auto. Neben ihm ein kleiner, älterer Mann mit angegrauten Haaren und Schnurrbart. Herr Quassem, sein Sohn und ein Freund des Hauses, wie sich herausstellte.

»Was, Sie sind Herr Quassem!« sagte ich. »Ist das nicht schwierig, wenn man selbst Asylant ist, das Kapital für so ein Unternehmen aufzutreiben?« »Dafür braucht man kein Kapital!« sagte Herr Quassem. Sein Sohn lachte: »Aber das schreiben Sie nicht!«

»Und«, sagte ich, »wie geht es mit ihren Asylanten?« - »Wissen Sie«, sagte der Sohn, »das ist oft schwer. Wenn die Leute Wertgutscheine bekommen, können sie damit fast nichts kaufen. Die Kinder sehen den Reichtum hier, im KadeWe, und klauen.« - »Bekommen denn die Leute bei Ihnen Wertgutscheine?« frage ich erstaunt. »Nein« sagt Vater Quassem. »Ich

kaufe die Sachen im Großmarkt.« - »Und wieviel bekommen sie dafür vom Senat?« - »24 bis 26 Mark pro Mann am Tag. Die kochen selber.«

Sie sprachen beide gut Deutsch und waren schon seit 1971 hier. Beide hatten sie erst letztes oder vorletztes Jahr Asyl beantragt und waren nach vier Monaten anerkannt worden.

»Arbeiten Sie alleine, oder haben Sie einen Partner? Wem gehört denn das Haus?«

»Max Bender«, antwortete Quassem. »Und wieviel zahlen Sie ihm?«

»14.000 Mark. Wissen Sie, die Asylanten schlitzen oft die Matratzen auf, machen alles kaputt. Kennen Sie die Dickhardtstraße? Da haben die Asylanten ja auch alles kaputt gemacht!«

Als ich am nächsten Morgen gegen fünf Uhr früh zur U-Bahn ging, um zur Zentralen Sozialhilfestelle für Asylbewerber (ZSA) in Moabit zu fahren, war ich froh, daß Sommer war. Ich dachte an die Frau von M., die im vorletzten Winter einen Umstandsmantel dort beantragt und erst nach der Entbindung einen Gutschein im Wert von 40 Mark bekommen hatte. Das Schwarzbrot kam mir säuerlich hoch wie Kotze. Um sechs Uhr ging ich über den Torfstraßensteg auf Thyssen zu und am Kanal entlang, der den Westhafen und Nordhafen verbindet. Das grüne Schild »Asyl« tauchte auf, und im hundeverschissenen Unkraut der Kanalböschung warnten im selben Grün nun rotumrandete Täfelchen: »Keine Liegewiese! Bitte nicht betreten!«

Hier in der Torfstraße stellt man in Westberlin seinen Asylantrag, hier holt man sich als Asylbewerber seit 1979 seine Unterstützung.

Heute war wenig los. Vor der Asylstelle, wo sich in einem engen Gang aus Hamburger Gittern manchmal lange Schlangen bilden, stand kein Mensch. Vor der ZSA 1 geriet ich mit drei Iranern ins Gespräch. Einer von ihnen hatte Irans bestes Abitur geschrieben. Sein Englisch war tadellos. Man hatte ihn kurz vor seiner Flucht vier Stunden lang verhört, weil er eine Krawatte getragen hatte. Er war sehr traurig und glaubte, daß sein Land für Jahrzehnte ins Mittelalter zurücksinken werde. Sie waren über die Berge in die Türkei geflohen und hatten sich mit Bestechungsgeldern bis Istanbul durchgeschlagen. Nun wohnten sie bei Ulrich am Freiheitsweg. »Ardy-Menü« war ihnen bereits ein Begriff.

Um acht Uhr waren etwa 100 Leute da. In einem Fenster des niedrigen Gebäudes begann es zu blitzen. Als Reaktion auf die Wertgutschein-Aktion hat Sozialsenator Fink vor einigen Wochen die Ausgabe von Lichtbildausweisen angeordnet. Er will die Geschäfte zwingen, Wertgutscheine nur anzunehmen, wenn der Käufer die orangene Karte zeigt.

Ich ging hinüber in die ZSA 2, die hauptsächlich für Palästinenser und seit neuestem für Polen zuständig ist. Vor dem niedrigen Bungalow verstellen Gestänge und Drehkreuze den Weg, die an einen Viehstall erinnern. Um im Innern an einen Schalter zu treten, muß man sich durch stählerne Drehkreuze drücken, als ginge es in einen Atombunker. Der Beamte sitzt hinter Panzerglas.

Hier müssen nun auch die Polen, die von Fink noch vor zwei Jahren als »liebe polnische Gäste« apostrophiert wurden, um jeden Pfennig kämpfen. Sie werden zwar in keinem Fall abgeschoben, sind aber seit April anderen Asylbewerbern gleichgestellt.

In der ZSA kann es einem passieren, daß man mit einem Attest kommt, das akute Darmblutungen bescheinigt, um eine Kostenübernahme zu erreichen, und es wird einem gesagt: »Kommen Sie in vier Wochen wieder.«

Hier bekommt ein vierjähriges Kind mit ausgekugeltem Schultergelenk keine Kostenübernahme für die Klinik.

Hier hat man eine Asylbewerberin mit sich ständig verschlimmernder Halszyste von Sommer 1982 bis November 1983 immer wieder hingehalten, um ihr dann zu eröffnen, die Akte sei nicht auffindbar.

Im Asylverfahrensgesetz heißt es: Das Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit wird nach Maßgabe dieses Gesetzes eingeschränkt. Die möglichen Folgen sind erstaunlich. So hat der Sozialarbeiter P. Bischof aufgedeckt, daß ein Westberliner Sozialamt einem Asylbewerber nach einer Kehlkopfoperation die notwendige Sprechhilfe, die etwa 700 Mark gekostet hätte, mit der Begründung verweigerte: »Für ein Asylverfahren ist es nicht unabweisbar notwendig, sich mündlich ausdrücken zu können, da dessen Abwicklung auch schriftlich erfolgt.« Ausnahmsweise wurde sie nach heftigem Protest doch noch genehmigt.

Ein junger Kerl liest eine deutsche Zeitung. Ich spreche ihn an. Ach bin das erste Mal hier« sagt er. »Wir sind staatenlose Palästinenser. Schon viele Jahre hier in Berlin. Ich hab mich bis zur Mittelschulreife durchgeboxt. Niemand hat auf mich Rücksicht genommen. Ich habe von Anfang an alle Diktate mitgeschrieben. Und dann hab ich auch noch die Mittelschule gemacht. Und dann habe ich eine Lehre gefunden. Ich selber. Und dann kam raus, daß ich Asylbewerber bin. Das weiß nicht mal meine Freundin. Dann haben sie mich natürlich nicht mehr genommen. Ich hab echt Angst um mich.«

*

Die Urnenstelle von Altun auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof in Berlin-Mariendorf, Abt. F. Rh. 12. Nr. 33, mißt einen Quadratmeter. Neben Fuchsien wächst darauf schon eine Taubnessel hoch. Damals zertrampelten Faschisten das Grab. Bei der Friedhofsverwaltung klingelte das Telefon: »Du evangelische Sau, du Türkensau... du Nazi, du Heil-Hitler-Sau, dem Türken braucht ihr gar nicht erst einen Grabstein setzen, den zerschlagen wir sowieso, das kannst du deinem Pfaffen bestellen.«

Der Kirchhof gehört zur Gemeinde Heilig-Kreuz. Seit einer gutgemeinten Fernsehsendung über die Gemeinde findet Pfarrer Quandt, der für Altun auch die Totenrede hielt, häufig wieder Drohbriefe in der Post. Von seiner »dekadent-destruktiven Agitproptruppe, genannt 'Evangelisch-Lutherisch'«, ist darin die Rede, von Prügeln, die den »Asylantenscheich Abdullah Quandt« erwarteten, um »die Vermittlung einer schwarzen Mitbürgerin« wird da höhnisch gebeten. »Nachdem meine Eltern in Schlesien von den Polacken erschlagen waren, kam ich als 7jähriger in ein Heim. Deutsch konnte ich nur per Radio lernen.«

Zeitungsartikel liegen bei, über jordanische Schlägerbosse, ausländische Messerstecher, Wirtschaftsflüchtlinge aus Ghana, rauschgifthandelnde Asylbewerber. Sachlich breitet der Geistliche auf dem Tisch seines Arbeitszimmers, das nach theologischen Nachschlagewerken duftet, einen Teil der Kollektion aus.

»Seit Herbst letzten Jahres gibt es hier in Berlin eine intensive Diskussion über Asylfragen, das geht bis in die Kirchenspitze. Natürlich hat sich gezeigt, daß sich die Behörden in Einzelfällen, wenn ihnen Leute ständig auf die Finger gucken, nicht so selbstherrlich gerieren.«

»Das was bei Altun noch möglich schien« - Quandts Stimme ist leise, kaum vernehmbar -, »daß er als Asylant anerkannt und trotzdem ausgeliefert wird, soll künftig nicht mehr möglich sein. Gesetzentwürfe von SPD, den Grünen und jetzt auch der FDP liegen vor.«

Einige Wochen nach Altuns Tod hatte er im Gemeindehaus einer Gruppe von »Altfällen«, die in den Libanon, in den Bürgerkrieg, abgeschoben werden sollten, jenes Asyl gewährt, das die Behörden ihnen verweigert hatten.

»Nun hat die Senatskanzlei eine Altfallregelung versprochen. Palästinensische Familien, die schon seit 1978 in Westberlin sind und mindestens ein Kind im schulpflichtigen Alter haben, sollen bleiben dürfen.« Ich dachte an M. und seine Familie. Sie fiel nicht darunter.

»Im Augenblick haben wir einen totalen Abschiebestopp in den Libanon, obwohl der Flughafen Beirut seit dem 10. Juli wieder geöffnet ist. Und trotzdem bin ich pessimistisch.«

Im Parterre des Gemeindehauses arbeitet »Asyl e.V.« mit palästinensischen Flüchtlingen. Es geht um die ZSA, immer öfter um Zwangseinweisungen in Wohnheime, um Mietkostenübernahmen, die versagt werden, um die pünktliche Bezahlung von Mieten durch die ZSA, von Strom- und Gasrechnungen. Man hat hier den Eindruck, daß Sozialsenator Fink das Problem der Wertgutscheine dadurch zu lösen gedenkt, daß er Asylbewerber prinzipiell nur noch in Heime steckt.

»Haben Sie denn mal mit Betroffenen gesprochen?« fragt mich Quandt. Inzwischen hatte ich einige Wohnungen in Kreuzberg gesehen. Vier Personen in einem Raum. Sechs Personen in einem Raum. »Ja«, antworte ich. »Das muß doch Absicht sein, daß der Senat bereit ist, pro Asylbewerber bis zu 36 Mark auszugeben unter der Bedingung, daß die betreffende Person in einem Heim unter Bedingungen wohnt, die völlig unerträglich sind.«

Inzwischen wußte ich, daß im Schöneberger Hof zum Beispiel nächtliche Kontrollen mit Hunden stattfanden. Daß es am Friedrich-Olbricht-Damm keine freie Besuchserlaubnis gab. Und selbst der SPD-Stadtrat Westhäußer hatte mir am Telefon vorgejammert, daß ihm im Heim Flottenstraße der Eintritt verwehrt worden sei.

»Aber das sagen sie doch ganz offen«, antwortete mir Pfarrer Quandt, »daß sie sich die Abschreckung etwas kosten lassen. Das hat der Fraktionsvorsitzende der Berliner CDU doch selber gesagt. Wo ist denn der Brief?«

»Auch das sozialhilferechtliche Verfahren muß dazu dienen, das Asylrecht vor mißbräuchlicher Inanspruchnahme zu schützen ... «, hatte Buwitt im Februar auf eine kritische Zuschrift geantwortet. »Auch die höheren Kosten im Einzelfall erweisen sich angesichts der Tatsache gerechtfertigt, daß nicht zuletzt aufgrund dieser Regelung die Zahl der Asylbewerber von zeitweise 1.200 monatlich auf gegenwärtig etwa 450 monatlich zurückgegangen ist. Wir werden auf diesem Weg fortfahren und sicher nichts tun, um den Aufenthalt von Asylbewerbern attraktiv zu gestalten.«

An diesem Tag beschloß ich, mit meinem Gutschein-Leben etwas konsequenter zu verfahren. Als Asylschnorrer hatte ich bisher Zucker und Salz aus dem Haushalt genommen, in dem ich wohnte, und auch ein Asylant muß sich mal waschen. Ich kaufte mir Zahnpasta, Zucker, Salz, Seife, drei Joghurts und das übliche Schwarzbrot bei Penny und zahlte zehn Pfennig drauf. Und den Löffel zum Umrühren? Die Tasse? Das Handtuch?

Als ich am Fruchtstand eines großen Kaufhauses vorbeikam, fielen mir beinahe die Augen aus dem Kopf. »Nehmen Sie Wertgutscheine?« fragte ich pro forma. »Soll ich Sie Ihnen umtauschen? Aber heimlich!« Ich war so verblüfft, daß ich mit einem Fünfmarkstück in der Faust abzog. Ich hatte es auch bitter nötig, weil ich schon wieder einmal U-Bahn gefahren war

und dreimal telefoniert hatte. Einmal hatte ich mich auch noch verwählt. Übermütig kaufte ich mir schon wieder eine »taz« und fuhr mit dem Bus und 3,18 Mark in der Tasche heim.

Der nächste Tag war ein Samstag. Da ich am Tag zuvor nur Brot und Joghurt gegessen hatten, griff ich nun in die Vollen. Selbst in dem winzigen Laden in Lichterfelde, in dem ich einkaufte, gab es nicht mehr die geringsten Probleme. Es gab wieder mal Tomaten (ein Pfund, 1,10 Mark), gesundes Schwarzbrot (1,60 Mark), zwei Liter Milch (3,18 Mark), ein Pfund Kirschen (3,80 Mark) und zwei Joghurts (ä 60 Pfennig). Ich bezahlte mit meinen restlichen Wertgutscheinen, und mir blieben 2,30 Mark! Ach Gott! Und kein Shampoo! Damit konnte ich mir den Sonntag vertreiben. Vielleicht mal eine Postkarte schreiben. Mit den Kirschen ging ich zum Abschiebegefängnis Augustaplatz. Es war ein herrlicher Tag, und die Vögel sangen in den Lichterfelder Straßen. Eine wahre Idylle. ich mußte zwanzig Minuten warten. Dann brachte ein Beamter einen Besucher heraus und nahm mich mit in den Hof des riesigen Ziegelsteinkomplexes. Eine kleine Treppe hoch ins Haus hinein, dann durch eine graue eisenbeschlagene Tür. Vor uns ein Gitter, rechts von uns ein Gitter. »Bitte Ihren Ausweis.« Er nahm ihn mir ab, sperrte das Gitter rechts von uns auf, ließ mich durch, sperrte zu.

H., den ich nicht kannte, stand schon hinter einer dicken Scheibe. »Hallo!« rief ich den Beamten zurück. »Können Sie die Kirschen reinbringen?«

H. hatte die Schönheit eines Panthers. Er war staatenloser Palästinenser, dessen Eltern 1948 aus Israel in den Libanon gegangen waren. 1979 war er mit 16 Jahren zum erstenmal nach Berlin gekommen und hatte im Frühjahr 80 einen Asylantrag gestellt. Dann war er, ohne dessen Erfolg abzuwarten, zurück gekehrt und 1981 ein zweites Mal gekommen. Er begann zu fixen und wurde wegen Kleinhandels mit Heroin zu zehn Monaten Jugendgefängnis in Tegel verurteilt. Dann kam er vier Monate frei und saß nun seit einem halben Jahr in Abschiebehaft.

Die libanesischen Behörden haben bereits erklärt, daß sie nicht bereit seien, ihm Dokumente auszustellen und passieren zu lassen. Am 10. Juli, als der Flughafen von Beirut geöffnet wurde, hatte man ihn gefragt, ob er mit dem ersten Flugzeug fliegen wolle. Er wollte, aber die Fluggesellschaft hatte sich geweigert, ihn mitzunehmen.

Sie waren zwanzig Mann auf engstem Raum. Alles Palästinenser mit einer Ausnahme: ein Schwarzer, den sie inzwischen in die Einzelzelle gesteckt hatten, weil er etwas wirr schien. Es gab nur einen winzigen Hof. Einen Elektrorasierer. Keinerlei Sport, Arbeit, nichts. Darüber lagen Sonderkommandos. Bei Ärger kamen sie mit Hunden herunter.

Die Zelle, in der es gebrannt hatte, war verschlossen und nicht belegt. Nun reichten ihnen die Beamten Feuer. Und die Oberlichter, ich glaube der Zelle Cäsar, waren umgebaut worden. Die Aufsichtsbeamten können sie nun von außerhalb der Zelle elektronisch öffnen, so daß der Rauch abziehen kann.

Konkret 09/84, S. 54

Gegendarstellung

In der Zeitschrift »KONKRET« Heft Nr. 6 vom Juni 1984 wird in dem Artikel auf S. 51 bis 60 mit der Überschrift

»Die Psycho-Okkult-Mafia« behauptet:

»Die führenden Köpfe der rund 7.000 Mitglieder zählenden Sekte glauben an Astrologie, Seelenwanderung, Hellseherei, Telepathie und predigen das auch.«

Soweit diese Behauptung mich als Bischof der katholisch-orthodoxen Kirche Frankreichs betrifft, ist sie falsch.

Richtig ist, daß ich als Bischof der katholisch-orthodoxen Kirche Frankreichs weder an Astrologie noch an Hellseherei noch an Telepathie glaube, und dies auch nie predige.

Ferner wird über mich behauptet, daß ich »Sekten-Chef« sei.

Diese Behauptung ist falsch.

Richtig ist, daß ich der Bischof der katholisch-orthodoxen Kirche Frankreichs bin, die keine Sekte ist, sondern Teil der orthodoxen Kirche des rumänischen Patriarchats und daher eine christliche Glaubensgemeinschaft.

Sodann wird über mich behauptet:

»In Okkulten Salons und in esoterischen Zirkeln der Pariser Gesellschaft doziert er über Geistkörper und läßt sich feiern, wenn er wieder mal auf Photos die Astral-Leiber Sterbender erkannt haben will.«

Diese Behauptung ist falsch.

Richtig ist, daß ich weder in okkulten Salons und esoterischen Zirkeln der Pariser Gesellschaft noch sonst irgendeiner Gesellschaft verkehre bzw. doziert habe oder mich habe feiern lassen.

Weiterhin wird über mich berichtet:

»Sufi-Meister weihten ihn in die Geheimnisse orientalischer Trance-Tänze ein, und auf Sonnenwendfeiern zelebriert er gern alte, heidnische Rituale.«

Auch diese Behauptung ist falsch.

Richtig ist, daß ich von niemandem in orientalische Trance-Tänze eingeweiht wurde und zu keinem Zeitpunkt alte, heidnische Rituale zelebriert habe.

Schließlich wird über mich behauptet:

»Er huldigt auch einer faschistisch geprägten Führerdoktrin.«

Diese Behauptung ist falsch.

Richtig ist, daß ich eine faschistisch geprägte Führerdoktrin ablehne und stets abgelehnt habe.

Exz. Evèque German

Bischof der katholisch-orthodoxen Kirche Frankreichs

Gegendarstellung

In der Zeitschrift KONKRET, Heft 6, Juni 1984, werden in dem Artikel »Die Psycho-Okkult-Mafia - Vom Aufmarsch rechter Heilslehrer« (S. 52 bis 60) über mich mehrere unwahre Behauptungen aufgestellt:

1) In dem Artikel werde ich der »Psycho-Okkult-Mafia« zugeordnet und damit als Anhänger des Okkultismus dargestellt. Richtig ist, daß ich den Okkultismus ablehne.

2) Nach den Überschriften zählt man mich im Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt der Veröffentlichung zu den »Magiern von rechts« und zum »Aufmarsch der rechten Heilslehrer«. Richtig ist, daß ich ausweislich meiner Schriften in der Tradition der französischen Linken stehe.

3) Es wird behauptet, daß ich bei den DAYTOP-Kliniken die Rolle eines Chef-Ideologen und Programmplaners hätte. Das ist unwahr. Richtig ist, daß ich nie bei DAYTOP derartige Funktionen gehabt habe.

4) Die Behauptung, daß ich am Arbeitslosenhilfsprojekt des Münchener Nothelferzirkels führend beteiligt gewesen sei, ist unwahr. Richtig ist, daß ich nie in einem derartigen Zirkel oder Projekt führend beteiligt war.

5) Ich werde als treuer Apostel der »Transpersonalen Psychologie« bezeichnet. Richtig ist, daß ich nie Ideen der »Transpersonalen Psychologie« vertreten habe, vielmehr diesen kritisch gegenüberstehe.

6) Die Behauptung, daß ich die wissenschaftliche Leitung an einem »Münchener Institut für Neurolinguistisches Programmieten« innehätte, ist falsch. Richtig ist, daß ich Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der »Deutschen Gesellschaft für Neurolinguistisches Programmieren« war.

7) Mir wird in dem Artikel der »Rückgriff ins Esoterisch-Okkulte« unterstellt. Diese Behauptung ist unwahr. Richtig ist, daß ich esoterisch-okkulte Praktiken ablehne.

8) Die Behauptung, ich hätte mit Herrn Osterhues eine »Stiftung für Internationale Nothilfe« aus der Taufe gehoben und im großen Stil Lumpensammlungen organisiert und über Presse, Funk und Fernsehen zu Spenden aufgerufen, ist unwahr. Richtig ist vielmehr, daß ich kurze Zeit einfaches Mitglied in dieser Stiftung war, aber nie Sammlungen durchgeführt und Spendenaufrufe betrieben habe. Ich war auch zu keiner Zeit an geschäftlichen Unternehmungen der Stiftung beteiligt.

9) In dem Artikel wird das Bayerische Innenministerium zitiert, das »gegen das Geschäftsgebaren der Herrn Osterhues und Petzold erhebliche Bedenken« anmeldet. Von diesem internen Schreiben des Bayerischen Innenministeriums vom 14.10.1970 habe ich erst mit über 12-jähriger Verspätung Kenntnis erhalten. Auf Anfrage hat das Bayerische Innenministerium in einem Schreiben vom 10.10.1983 an meinen Rechtsanwalt bestätigt, es » ... müßten die seinerzeitigen Ermittlungen auf Fehlinformationen beruhen, was wir außerordentlich bedauern«. Und weiter erklärt, es habe » ... auch nach dem 14.10.1970 keinen Anlaß« gegeben, » ... Tätigkeiten von Herrn Prof. Petzold zu beanstanden.«

Dr. Petzold

Konkret 09/84, S. 56

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Horst Tomayer telefonierte mit Christa Meves, Mitherausgeberin von »Christ und Welt«, Pädagogik-Fachfrau in der Springer-Presse und die Wende-Pädagogin überhaupt

Meves

Entschuldigens schon, daß ich Sie am Samstagabend anrufe, aber ich bin halt auch berufstätig die ganze Woch, so daß ich zu diesen Sachen nur am Wochenend komm. Treibholz ist mein Name, ich ruf Sie aus Donauwörth an, und es geht um folgendes. Frau Doktor Meves, wir haben jetzt hier in Donauwörth, ich weiß nicht, ob Sie Donauwörth kennen, haben wir einen Videoschutzbund gegründet, wo sehr viele Mitglieder aus unserm Katholischen Elternverein mit drin sind, und wo wir uns vorgenommen haben in der Satzung, gegen Sex und Gewalt bei den Videos da was zu machen, weil die Leut gehn ja überhaupt nimmer raus in ihrer Freizeit und hocken hinterm verdunkelten Fenster und schaun sich diesen auf Gutdeutsch gesagt: Dreck an. Jetzt wollt ich Sie fragen, ob Sie uns da irgendwie in einer Beziehung unterstützen könnten, praktisch halt durch Ihre wissenschaftliche Autorität undsoweiter, nichtwahr, weil, wissen Sie, wenn man niemanden hat, der wo einen Namen hat, dann ist es immer schwierig mit solchen Sachen.

Ja, das will ich gern tun, es ist Ihnen hoffentlich klar, daß man auf diesem Sektor jetzt glücklicherweise offene Türen einrennt. Also erstens will ja auch unsere Regierung da mitmachen, wir haben ja noch eine Stelle für jugendgefährdende Schriften, nicht, wissen Sie das? In Bonn, in Leitung von Regierungsdirektor Rudolf Stefen.

Ist der auch für Video zuständig?

Ja, ja, und der indiziert da am laufenden Meter, der ist Ihnen auch wirklich sehr dankbar, wenn er Proteste kriegt.

Wissen Sie, Donauwörth ist eine kleine Stadt, aber wir haben jetzt auch schon zwei Videoläden, und was uns da so zu Ohren gekommen ist, beziehungsweise, man hat da auch mal hineingespäht, da haben die auch Pornographie und das ganze Gewaltzeug, nichtwahr, also auch bei uns auf dem Lande ist es in der Verbreitung.

Ja, ja, ah ja, und sie wollen ja jetzt da ein Gesetz, also sie wollen das verbieten, also das würde ich als erstes machen, das kommt so an; schreiben, an: Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften.

Das schreib ich mir jetzt sogleich auf.

Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, Rudolf Stefen, mit einem 'f', Bonn-Bad Godesberg, das kommt so an.

Da gibt es dann auch immer Schriften, was jetzt indiziert ist und was jetzt einfach verboten ist, da können Sie dann auch ganz anders wirken, wenn Sie schon wissen, das ist überhaupt schon vom Fenster weg, wenn das bei Ihnen in Donauwörth wieder auftaucht.

Ja, das fängt bei uns jetzt erst richtig an, ich meine, wir kennen ja die Leut, die so was kaufen, in so einer kleinen Stadt, kennt man die, da man weiß, wo die berühmten schwarzen Scharfe sind, nicht wahr.

Ah, hahaha.

Jetzt wollt ich Sie was fragen, Frau Doktor Meves, jemand von uns hat da in der »Bild«Zeitung was gefunden vor ein paar Tagen. Das war eine große Schlagzeile auf der ersten Seite, da heißts 'Pornovideos - was Männer jetzt von ihren Frauen verlangen' - haben Sie das auch gelesen?

Nein, mhm, äh, ich kann mich jetzt im Moment nicht erinnern, obgleich ich oft in der Bahn die »Bild«-Zeitung zu sehen kriege.

Da hat in Recklinghausen, im Ruhrgebiet ist das, ein Eheberater, der Herr Doktor Hans-Peler Wolf, der hat also, äh, mhm, praktisch herausgefunden, daß sehr viele Ehezerrüttungen und Scheidungen durch diese Sachen passieren, durch Porno-Videos, das müssen Sie sich mal vorstellen, daß Familien durch diese Pornos zerrüttet werden, daß man dann nicht mehr weiß, wohin mit die Kinder.

Mh, ja, ja, schlimm, mh, also ich will Ihnen da auch noch eine Münchner Adresse geben, ich hab in München meinen Schwiegersohn, der ist Diplompsychologe, promovierter, und Gutachter in Scheidungsprozessen, das ist der Doktor Scheteleg, und privat ist er Richard-Strauß-Straße siebzehn, 8047 Karlsfeld, 08131/91940, das ist mein Schwiegersohn, da können Sie sich auf mich berufen, der kann Ihnen vielleicht noch speziell etwas Handhabe geben. Der ist auch näher, hahaha, der kann auch mal kommen nach Donauwörth, wenn Sie einen Vortrag haben wollen oder so.

Aber, verehrte Frau Doktor, wie kommt das jetzt, daß Mahnungen von Persönlichkeiten, wie Sie eine sind, oder auch andere, daß die nichts gefruchtet haben?

Ja, das liegt daran, daß die Linken die Sexualisierung wollten und zwar ganz direkt. Das ist ein politisches Motiv, um unsere Kinder kaputtzumachen, die Jugend kaputtzumachen und durch Bindungslosigkeit, nicht, die, die Sexualität, wenn die jetzt nicht gebünden wird, in in in in Treuebeziehungen, und in in in ja äh Einerbeziehungen, dann geht das ja in i n in die Verwahrlosung. Das haben wir ja. Da hab ich auch drüber geschrieben, im »Rheinischen Merkur«, Bonn-Bad Godesberg, am 26. Mai

Wenn Sie einmal durch die Fußgängerzone von Donauwörth durchgehen täten, da müßten Sie sich einmal Fünfzehnjährige anschauen, Fünfzehnjährige, wie die sich in aller Öffentlichkeit äh, ah, also, nein...

Knutschen, hähähä.

Mei, wenns das wär, aber da gehts fei schon toller her, das muß ich Ihnen dann doch schon einmal sagen, aber, ich mein, wer ist schuld dran, und das ist ja die Frage, weil die Kinder kommen von selber nicht drauf.

Nee nee nee, nee, sicher nicht, das ist ganz geplant. Ich hab ja ein Buch geschrieben, »Manipulierte Maßlosigkeit«, das hab ich 1971 geschrieben.

Einundsiebzig schon???

Ja, Einundsiebzig, das hat 25 Auflagen, mein Hauptkapitel heißt »Zur Sexualität verführt«, zur Abartigkeit verführt, nicht, da gings ja los, nicht, die die die die linken Leute, die schreiben ganz direkt, daß sie auf diese Weise die Kindern von den Eltern loslösen wollen und daß sie sie, wenn sie sie von den Eltern losgelöst haben, nicht glücklich machen wollen, in einer Zweierbeziehung, sondern daß sie dann zum gesellschaftlichen Potential werden sollen der Gesellschaftsveränderung, nicht, also das ist reine direkte Manipulation, denen gehört der Mühlstein um den Hals, sag ich immer.

Ja, haha.

Na, wie Christus das gesagt hat, das ist Kinderverführung.

Ja, ja, freilich.

Nicht, also es gibt da ein Jugendtheater, »Rote Grütze«, ist Ihnen das schon mal untergekommen?

Nein. Was treiben die?

Ja, die zeigen den Kindern, daß sie, wie sie sich zur Sexualität hin entwickeln können,

Kindern?????

Ja, ja, Kindern, da heißts - los von den Eltern, die Eltern sind alle trottelig.

Ja, das gibts doch nicht, Frau Doktor!!

Doch, doch, in allen Ländern, in Hessen und Nordrhein-Westfalen, in Hamburg und in Bremen sind da fast alle Schulklassen hingeführt worden und in Österreich jetzt auch.

Wo kommen die her?

Ja, nu, aus Berlin kommen die.

Ja, da wundert mich nix. Da wundert mich nix!

Aber das geht nun schon durch die Jahre hindurch, ungehindert, nicht. Und ich meine, das liegt an den Kultusministern, ob sie's verbieten. Und der einzige Kultusminister, der's verboten hat, ist Kultusminister Maier.

Drum ham wir das nie gehabt bei uns, haha.

Hähähähä - und die Eltern wissen natürlich nicht, was geschieht, und dann werden sie in der Fäkalsprache und und und in all diesen, in der Gossensprache, werden sie in die Sexualität geführt.

Ja, das sind ja für mich Saubären.

Also das müssen Sie sich mal ankucken, da stehen einem selbst die Haare zu Berge.

Aber, Frau Doktor Meves, wundern tut es einen schon, jetzt haben wir seit eineinhalb Jahren in Bonn die richtige Regierung, aber warum die da nix machen, das ist mir ein Rätsel.

Die ham so viel Angst, der Herr Geißler hat erst in e i n e in Schulbuch diese übertriebene und falsche und zu frühe Sexualerziehung gestrichen - in einem einzigen, die ham zu viel Angst.

Ja, aber vor wem denn bittschön? Vor wem solln die denn Angst ham?

Vor den Massen! Vor den Linken. Die schreien ja alle. Was meinen Sie, hahahha, wenn ich auftrete, hahaha. Ich bin in Regensburg gewesen, haben Sie das vielleicht mal erlebt, da bin ich aufgetreten und hab einen Vortrag gehalten. Mit

Bussen sind die angefahren, die Schwulen, und da stand auf Spruchbändern: »Wir bereiten der schwülen Christa einen schwulen Empfang«!

Ja, ist denn da wenigstens jemand da, der ein bißl auf Sie aufpaßt?

Ja, in Regensburg also, da hab ich dann an den Strauß geschrieben, dann hab ich an Maier geschrieben, hab das geschildert, da hat dann Herr Strauß dem, den Herrn, wie heißt er, da Ihren blonden Menschen, dem...

Dem Herrn Stoiber?!

Ja, den Herrn Stoiber zurückschreiben lassen, er wollte mit aufpassen. Und Herr Minister Maier hat geschrieben, er wäre auch in Regensburg gewesen und wär überhaupt nicht zum Sprechen gekommen, habahhahha. Da ist es mir noch gut gegangen, ja, so sieht es auf den Hochschulen aus. Ja, die Universitäten sind das, und die Universität Kassel oder die Universität Münster, da sollten Sie mal sehen, was ich täglich zugeschickt kriege, nicht, da, äh, mh, äh, wird vorbereitet, daß unsere Gesellschaft eine kommunistische wird.

Das tät denen so passen, aber drum müssen wir ja was dagegen machen.

Ja, also wenn Sie sich an Stefen wenden, da haben Sie die zentrale Stelle, der tut auch alles. Aber der Deutsche Elternverein, der ist in Frankfurt zu Haus, der ist auch gut, die sind natürlich auch immer hellwach, aber wir sind immer nur eine kleine Truppe, nicht, die Mehrheit...

Schaun Sie, was da der Herr Doktor Wolf aus Recklinghausen da sagt, ich hab den Zeitungsausschnitt aus der »Bild«Zeitung da, obwohl ich da skeptisch bin, meinen Sie, das ist alles echt, was da in der »Bild«Zeitung steht?

Doch, doch, sicher, im allgemeinen recherchiert die »Bild«Zeitung sehr genau, also das stimmt, das sind , in den selten sten Fällen sind das Enten, hab ich immer wieder die Erfahrung gemacht, hab mit denen auch öfter mal zusammengearbeitet ' die recherchieren, also daß das einfach nur Enten sind, das ist unwahrscheinlich.

Also da schreibt der Herr Doktor Wolf aus Recklinghausen: »Die Frau, neunzehn Jahre alt, eines Wurstverkäufers, dreiundzwanzig Jahre alt, seufzt: 'Er kuckt schon morgens Videos, will danach unter der Dusche Liebe, in der Mittagspause auch, vor dem Abendessen, nach dem Abendessen, der Streß macht mich kaputt'. Sie ging zur Eheberatung«. Jetzt müssen Sie Ihnen das mal vorstellen: Neunzehn Jahre alt und solche Erlebnisse, wie soll das fernere Leben ausschaun?

Naja, vor allen Dingen, sie geht ja auch kaputt dabei, sie geht auch körperlich kaputt dabei, nicht, der Krebs nimmt ja so ungeheuerlich zu, bei den jungen Frauen, so viel Sex können sie ja auch gar nicht aushalten, wir haben ne Gebärmutterhalskrebszunahme von fünfzig Prozent bei den jungen Frauen, die also in übertriebenem Maß Sexualität haben, das war bei den Nutten auch schon immer so, aber, hahahahahaha, es ist wirklich schon alles ganz schön schlimm, naja. Nun holen Sie sich mal die 'Manipulierte Maßlosigkeit', das ist so ein kleines Büchlein, ein Herder-Taschenbuch, da können Sie dann ja alles se en.

Jetzt mach ich alles, was Sie mir gesagt haben, und ich dank Ihnen auch schön.

Stefen ist ne gute Adresse und der Scheteleg auch.

Aufwiederschaun und grüß Gott.

Konkret 09/84, S. 58

Eva Groepler

Nouveau Bagage...

Die französische Tageszeitung » Libération war Vorbild auch für die »taz«. Inzwischen ist das einstige Sartre-Blatt auf dem Marsch in die Moderne. Industrie-Manager sorgen für steigende Auflagen

1973: Nach »La Cause du Peuple« wird Sartre Herausgeber der Tageszeitung »Libération«. »Ich nahm an, weil ich dachte, es könnte ein wirklicher Fortschritt sein, eine im eigentlichen Sinn linksextreme Zeitung zu haben und darin schwarz auf weiß unsere Meinung zu jedem Ereignis zu sagen.« »La parole au peuple« (dem Volk das Wort) lautete die Devise. Man wünschte sich eine neue Sammlung der Linken, eine Debatte über das gesamte Leben; das Private sollte öffentlich gemacht werden; man sehnte sich nach neuen Kampfmethoden, von denen die Zeitung eine sein sollte.

1981: Das Erscheinen von »Libération« ist für drei Monate unterbrochen. Jetzt wird über das Für und Wider von Professionalisierung und Werbung gestritten. Die Linksunion zieht ins Elysée; mancher aus der 68er Generation zieht mit.

1984: »Libération« ist die einzige französische Tageszeitung mit steigender Auflage. 120.000 täglich für geschätzte 540.000 Leser, zumeist im Alter von 25 bis 40, Studenten, Lehrer und technische Intelligenz.

Nach »Libé«-Mao, nach » Libé«-Sartre heute »Libé«-July. Herausgeber Serge July (41), wie André Glucksmann von der Ex-Gauche Proletarienne (GP) kommend, begreift sich als »moderner Linker« - »Ich bin liberal-libertär«. Zwei seiner Lieblingsvokabeln sind »modernité« und »mise-en-scène«. Es kommt nicht auf die Nachricht an, sondern auf ihre Inszenierung. Nichts gegens Moderne. Nur ist Julys Botschaft alles andere als neu oder dissident. Imperialismus, Ausbeutung, Unterdrückung, diese ganze Hardware aus dem 19. Jahrhundert findest du nur noch im Reich der Gulags. Im Westen entdecken wir die Chancen der Krise und die Nachteile der friedlichen Koexistenz: Raus aus Jalta! »Libé« fühlt sich zum Interpreten Mitterrands berufen, des Mannes, der vom »Zwerg« (July über den Oppositionsführer von 1977)zum»großen Steuermann« (July über den Staatspräsidenten von 1983) avancierte.

Einen schwindelerregenden Gipfel an Modernität erstürmte das Blatt im Februar dieses Jahres: eine achtzigseitige Sondernummer mit dem undogmatischen Titel »Vive la Crise«, welche zu einer gleichnamigen anderthalbstündigen Fernsehshow erschien - beides moderiert von A-Filmdarsteller Yves Montand. Als großzügige Mäzene stellten sich zur Verfügung Michel Albert, Generaldirektor der Assurances Générales de France (AGF), Alain Minc, Generaldirektor des Lebensmittelkonzerns Saint Gobain, sowie der Verlag Le Seuil und die Fernsehanstalt Antenne 2. Vorsorglich verlegte July die Produktion außer Hauses.

Die Welt ist schön, es kommt nur auf die richtige Inszenierung an. Also weg mit den überholten Drehbüchern: »Mitterrand hat nur 18 Monate gebraucht, um sich der sozialistischen Rhetorik zu entledigen: Schluß mit der Demagogie, den Versprechungen, mit dem Gerede von der rosaroten Zukunft! Diese ideologische Fiktion der siebziger Jahre hat den Schock der Macht schlecht verkraftet. Sie stürzt tief hinunter in die Kanalisation der Geschichte wie schnell verbrauchtes Wasser. Kein Wunder, denn es war schon verbraucht, bevor man es benutzte. Daß Mitterrand es endlich nicht mehr zurückhält, ist befriedigend« - July über den »neuen Mitterrand«, der in der Öffentlichkeit gerade ein gutes Dutzend Verteuerungen angekündigt hatte.

Der Westen ist wunderbar, denn alte (Klassen-)Gegensätze verschwinden von selbst. »Wie die antiken Götter verwandeln der Dollar und die Mark jede Passivität, jeden Mißerfolg in Schicksalsfragen.« Angesichts der »objektiven Gegebenheiten«, womit der internationale Markt gemeint ist, weichen die »von der Vergangenheit ererbten alten Antagonismen« zurück.

Alles ist möglich, wenn man nur will. Voraussetzung ist bloß, die rückständige Mentalität, das kleinliche gewerkschaftliche Denken, den Neid der Besitzlosen zu überwinden. So schwer ist das gar nicht. Es gibt Leute, die es geschafft haben. Die Helden der Neuzeit sind die Unternehmer der Spitzenbranchen. Mit »ihrem Mut zum Risiko, ihrer Kreativität, ihrem Initiativgeist« schicken sie sich an, »das Antlitz der Welt zu verändern«. »Unternehmer - das Wort hat ein Wahnsinns-Comeback.«

Julys Zeitgefühl steht Onkel Sams Neuer Welt sehr nahe. »Die planetarische Dimension ist heute ein Kardinalwert von Modernität. Das heißt: Die Geschwindigkeit, das Audiovisuelle, Rock'nRoll, Kino, Blue Jeans, T-Shirts, Coca-Cola.«

Nach eigenen Angaben befinden sich 10 Prozent des Aktienkapitals von »Libération« in zeitgemäßen unternehmerischen Händen. Gewiß wären 10 Prozent zunächst einmal nicht viel. Dem Finanzierungsmodus ermangelt es aber an Transparenz. Hieß es zunächst, man sei irgendwie zufällig auf großzügige Freunde gestoßen - »copains«, wie sich Serge auszudrücken pflegte -, so stellt man anhand der Liste der Aktionäre fest, daß es sich vor allem um die happy few des multinationalen Kapitals in Frankreich handelt: In der anonymen Aktiengesellschaft »Communication et participation« trifft man u. a. auf

· Jean Riboud, Generaldirektor des Ölkonzerns Schlumberger Ltd., Verwalter der 1981 nationalisierten Bank Paribas und der CLT (luxemburgische Fernsehanstalt), übrigens ein langjähriger Freund des derzeitigen »großen Steuermanns«;

· Michel Albert, Generaldirektor von AGF;

· Gilbert Trigano, Generaldirektor des Club Méditerranée, ebenfalls Verwalter von Paribas;

· Eric Frachon, Generaldirektor von Evian Mineralwasser, Verwalter bei BSN Gervais Danone, mit Riboud verwandt;

· Claude Alphandery, Generaldirektor der »Immobilière Construction de Paris« (ICP), Aufsichtsratsmitglied der Midland Bank, Verwalter bei 13 weiteren französischen Konzernen;

· Pierre Barret, Generaldirektor von »Express«, Präsident von »Europe 1« und »Télé Monte Carloo;

· Françoise Giroud, ehemalige Ministerin, Mitbegründerin von »Express«;

· Evelyne Prouvost, Generaldirektorin der Gruppe Marie-Claire, Tochtergesellschaft des L'Oréal- Konzerns;

· Antoine Riboud, Generaldirektor von BSN Gervais Danone, Verwalter 15 weiterer Gesellschaften, darunter Rhône Poulenc und Philips.

Der Aktiendschungel wird deshalb undurchschaubar, weil diese Gesellschaft mit einer zweiten kombiniert ist, »Libre Presse«, die die Zeitung indirekt mitfinanziert. Unter deren circa 60 Mitgliedern findet man beispielsweise

· Alain Minc, Generaldirektor von Air-Industrie und von Saint Gobain;

· Pierre-Yves Cosse, Verwalter der Banque Nationale de Paris, Mitglied im Kabinett von Finanzminister Delors 1981;

· Yves Sabouret, Abgeordneter von Lecanuets CDS, Vizepräsident der Verlagskette Hachette, stellvertretender Direktor von »Europe 1«;

· mehrere Abgeordnete der sozialistischen Partei.

Daneben wurde im Juli 1982 die Fondation Saint-Simon gegründet, eine Gesellschaft mit ebenso erlauchter Zielsetzung wie erlesener Mitgliedschaft. Das Unternehmen »Vive la Crise« war Produkt dieser freigiebig, aber diskret wirkenden Stiftung. Jährlich vergibt sie vier bis fünf Forschungsaufträge wie etwa »Das Anschwellen des Korporatismus«, »Die Wurzeln des deutschen Pazifismus«, »Der geistige Nährboden des Terrorismus«. Monatlich versammelt sie ihre Mitglieder im Kreise solcher Persönlichkeiten wie Raymond Barre, Finanz- und Premierminister unter Giscard, Edmond Maire, Vorsitzender der Gewerkschaft CFDT, oder auch Erzbischof Lustiger. So erklärt sich die erstaunliche Tatsache, daß Serge July einen M. Barre oder eine Mine. Giroud auf den Stufen von »Libération« empfängt, um sie zur gemeinsamen Konzipierung einer Ausgabe in die Chefredaktion zu geleiten.

Saint-Simon-Stifter sind auf präsidialem Niveau, sofern sie nicht unter den schon Genannten auftauchen,

· Roger Fauroux, Aufsichtsrat von Saint Gobain ' Verwaltungsratsmitglied des Katholischen Instituts in Paris;

· François Furet, Präsident der »Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales«, Mitarbeiter beim »Nouvel Observateur«, Verwaltungsratsmitglied bei Saint Gobain.

Als Generalsekretär der Stiftung waltet Pierre Rosanvallon, ehemaliger Funktionär der sozialistischen Gewerkschaft CFDT. Schatzmeister ist Alain Minc. Mitglieder der Stiftung sind unter vielen der Herausgeber des »Nouvel Observateur«, Jean Daniel, Jean Boissonat von »Expansion« (Managerzeitung, »Capital« vergleichbar), Jean-Pierre Brunet, Generaldirektor der CGE (Elektrizitâtsgesellschaft), Jean-Claude Casanova, Ex-Mitarbeiter im Barre-Ministerium, Albert Costa de Beauregard, ebenfalls ehemaliger Barre-Mitarbeiter und B-Physiker, Jacques Julliard, ehemaliges Mitglied der CFDT-Leitung, heute Mitarbeiter von »Nouvel Observateur«, Jean Kaspar, zweiter Mann der CFDT, Henri Madelin, ehemaliges Mitglied der Neonazi-Gruppe »Occident«, heute UDF-Abgeordneter, Marc Ullmann, Journalist bei »Paris Match« und »Radio Tele Luxemburg« sowie André Glucksmann.

»Libé« darf die französische Öffentlichkeit mit den Ergebnissen solcher Forschertätigkeit beglücken: »Die Gleichgültigkeit der Pazifisten gegenüber dem Schicksal ihrer Glaubensbrüder hinter dem eisernen Vorhang spricht weder für die Schärfe ihres Bewußtseins noch für ihren Humanismus. Für Moskau ist der Pazifismus ein Instrument des Krieges, das im Gleichschritt anrollt... Ein Erfolg der Pazifisten würde uns genauso wenig dem Frieden näher bringen, wie man den Appetit eines Wolfes stillt, indem man die Gitterstanden seines Käfigs auseinanderbiegt.« Freilich: Ein guter »Bild«-Reporter braucht dazu keine wissenschaftlichen Vorlagen, der bringt das einfach so aus dem Herzen.

Entsetzliches widerfuhr einem »Libé«-Mitarbeiter, als er ahnungslos ins vorgeblich freie Berlin (West) reiste. An Grippe erkrankt nach einem Arzt rufend, kam dieser zwar rasch, wie man es im wohlorganisierten Deutschland erwartet, jedoch nur um Belehrungen, gar Broschüren über die Atomkriegsgefahr an den Patienten zu bringen. Der Ärmste war das Opfer einer »neuen Art psychosomatischer Behandlung« geworden. Danach kommt direkt die sowjetische Psychiatrie.

Bittere Pillen auch für Serge July, als er bei der Bundesregierung (!) mit dem Vorschlag einer europäischen atomaren Verteidigung anklopfte: »Meiner persönlichen Überzeugung nach wäre sie eine Antwort auf den Pazifismus, auf die Pershings und hätte einen mobilisierenden Wert für Europa. Aber gehen Sie mal zu den deutschen Regierungschefs, wie ich es vor ca. 14 Tagen tat: Die Liste der Hindernisse, die sie sehen, inklusive des Risikos eines dritten Weltkrieges ist total entmutigend«. Anscheinend hat Birne Serge gewarnt. Das finde ich irgendwie süß von ihm.

Um die Welt von heute zu begreifen, meinten Umberto Agnelli (Fiat) und Guy de Rothschild, müsse man »Libération« lesen. Wenigstens auf geistigem Gebiet legt die herrschende Klasse eine angenehme Bescheidenheit an den Tag.

Konkret 09/84, S. 58

Sabine Seifert, Hilmar Zschach

und ohne Courage

Die zweite Adenauer-Epoche der Republik fordert auch von der Alternativ-Presse ihren Tribut. Blätter sterben. Inserenten müssen Abonnenten ersetzen. Kommerz statt alternativer Ökonomie

Als die Linke in den siebziger Jahren von »Systemveränderung« durch mehr Sozialarbeiter und Pädagogen träumte, waren die Schreiber, die Literaten, die Journalisten der »Überbau«; und das klang nicht immer respektvoll. Breitbeinig ging man vor Ort zur Sache: in Problemschulen und Problemvierteln. Inzwischen sind Zigtausende Sozialpädagogen und Lehrer arbeitslos. Viele von ihnen suchen ihr Heil im Schreiben. Und die neue Abiturienten-Generation hat wieder einen Traumberuf: Journalist. Für die meisten wird's ein Traum bleiben: denn die Blätter krümeln dahin, und der Wald lichtet sich.

Beispiel Neumünster in Holstein: Zwei Konkurrenzblätter an einem Ort, die landesweiten »Kieler Nachrichten« und der »Holsteinische Courier«. Unterscheiden tun sie sich kaum: Lokalberichterstattung bürgerlich-konservativen Zuschnitts hier wie dort. Störfeuer kommt zwar vom linksalternativen »Fleckenkieker«; und da wird auch schon mal der Oberbürgermeister keck »Oberbügelmeister« genannt. Aber hier, wo es zu Falladas Zeiten (»Bauern, Bonzen, Bomben«) einmal eine Landvolkbewegung gab, dümpeln Friedens-, AKW- und Frauenbewegung lediglich in verstreuten Initiativen dahin. Für eine verläßliche Kundschaft reicht das nicht: Die linksliberale »Kieler Rundschau« ist nur mit erheblichen Geldspritzen lebensfähig. Und geschieht nicht ein Wunder, wird ihr das gleiche Schicksal beschieden sein, wie der »Karlsruher«, die Ende Mai aufgeben mußte.

Auch das Münchner »Blatt«, das älteste bundesdeutsche Stadtmagazin, mußte jetzt mit fast 100.000 Mark Schulden das Aus vermelden. Hatte man sich in - am Ende nur noch für Insider interessanten - Auseinandersetzungen verschlissen? Oder hatten es die Spontis vorn »Blatt« einfach »versäumt«, sich auf die neue Münchener Fuzzy-Szene - schick, lasziv, modern - umzustellen, wie der Nürnberger »Plärrer« vermutet? Die ist mittlerweile mit der bunten »Müncher Stadtzeitung« bedient; ein Geschäft, das floriert.

Spektakulärer waren das Siechtum und der endliche Exitus von »Courage« nach sieben Jahren eines Journalismus, der selbst innerhalb der Frauenbewegung nicht immer populär, manchmal verschroben, immer aber denkwürdig war. Mit dem Mut der Verzweiflung hatte die Redaktion von der Hochglanz-Monatsillustrierten auf wöchentliches Erscheinen umgestellt. Zu spät: die Verdoppelung des Kaufpreises gab den verbliebenen 6.500 Abonnenten den Rest. Die Gründe? Gewiß hielt »Courage« ihren Anzeigenteil sehr viel rigider sauber als andere Alternativ-Zeitungen; und die Werbebranche hielt sich entsprechend zurück. Eine Frauenzeitung, die sich über Anzeigen nicht finanziert, braucht aber wenigstens Käuferinnen, die sich identifizieren. Und daran fehlte es am Ende. Zu oft war die »Courage« nicht mehr ihre »Courage«. Und je größer die Erwartungen, desto größer dann die Enttäuschung über das so geliebte Subjekt der Bewegung.

So sind die Kinder der Mutter Courage denn Waisen geworden: oder den Kinderschuhen entwachsen. Die ehemals aktiven Feministinnen privatisieren oder arbeiten in den unterschiedlichsten Projekten - kein Anschluß unter dieser Nummer; andere sind in die Institutionen zurückgekehrt, versuchen bei den Grünen oder in der Friedensbewegung ihre Politik zu machen. Und was einmal argumentativer Besitzstand der feministischen Avantgarde war - Themen wie Verhütung, Vergewaltigung, Lohn für Hausarbeit oder die Rekonstruktion der weiblichen Geschichte -, all das ist inzwischen von den großen Zeitschriften und Verlagen vereinnahmt und, zum Teil bis zur absoluten Verödung, gemeingemacht worden.

Eingeholt und geschluckt worden ist in den vergangenen Jahren so manches Alternativ- oder Avantgardeprojekt, wenn die Welle, die es auslöste, zu kurz lief oder eine Einpunkt-Bewegung ihre Schuldigkeit getan hatte. Der Markt ist äußerst anpassungsfähig. Der besondere Humor von »Titanic« läßt sich ebenso schnell lernen, wie sich der von »Pardon« Ende der sechziger Jahre abnutzte. Und was die »taz« heute aufgreift, steht morgen im »Spiegel«. Aber warum dann stellte - Wink an den Sargmacher - »Transatlantik«, nach Millionenschulden, jetzt auf nur noch vier Hefte im Jahr um? Und warum geht sogar die Auflage des »Spiegel« zurück, während sich andere mächtig behaupten?

Da sind in erster Linie die neuen Billig-Blätter: »die aktuelle« (»Warum Johannes Heesters seiner Frau immer Blumen bringt«), »Die 2«, »Das Neue«, »Bild der Frau«. Dann die Freizeit-Zeitschriften für Angeln, Segeln, Surfen, Essen & Trinken. Und, nicht zuletzt, die Stadtmagazine, die Service-Blätter in Hamburg, Berlin, Köln und anderswo, Sie heißen »Szene«, »Schauplatz«, »Oberblick« und »Stadtrevue«, und sie haben gemeinsam anzubieten, was die Titel versprechen: einen ebenso geschützten wie exponierten Ort, wo man was hermachen und emotional auf seine Kosten kommen kann. Es mag Qualitätsunterschiede geben, etwa zu den neuesten Pipi-Püppi-Blättern wie Hamburgs »Tango« oder Düsseldorfs »SPEX«. Gemeinsam ist allen, daß politische Information allemal nur noch Vorlauf ist, Rahmen, innerhalb dessen sich die kids von zwölf bis sechzig dem Lebensgefühl eines eigenen Marktes überlassen können. 60 Prozent beträgt der Anteil der Anzeigen allein im gesamten Heft der Kölner »Stadtrevue«. Inzwischen konnte sie ihre Auflage verdoppeln. Ein allenfalls im banalsten Sinn alternatives Bedürfnis, sich unter vielen anderen Anbietern und Nachfragern »gut zu fühlen«, kommt so

ins Reine mit dem Verlangen anderer, lieber durch Zeitungmachen auf sein Geld zu kommen, als arbeitslos zu sein. Zwar treibt dieser verständliche Wunsch immer wieder neue Stadtmagazine auf den Markt und den unsäglichsten Inserenten die entsprechenden Käufer zu, aber ausgeschöpft scheinen die Möglichkeiten nicht.

Dagegen auf ein politisches Aufklärungsbedürfnis zu setzen, heißt den Zeitgeist der zweiten Adenauer-Epoche verkennen. Ob Stadtszene hier, Hobbys da und Johannes Heesters dort: Im Herzen ist man sich einig, baut auf Parzellen und sehnt sich nach ein bißchen Frieden, Wärme und Nähe. Parzelliertes Bewußtsein prägt das Weltbild. Wer trotzdem auf Abonnenten statt auf Anzeigen setzt, dem kann es ergehen wie dem »Kölner Volksblatt«: 1975 als Sprachrohr der neuentstandenen Bürgerintiativen gegründet, machte es 1982 dicht. Jetzt, 1983, versuchte man's noch einmal. All the best!

Konkret 09/84, S. 62

Hermann Peter Piwitt

... und heute im Sonderangebot

»Wir haben viel gewonnen und wir haben viel verloren«, sagte kürzlich Klaus Peymann im »Spiegel«, rückblickend auf die letzten 16 Jahre seit 68. Ich gehe selten ins Theater. Ein Grund dafür ist, daß mich wenig interessiert, was sich irgendein berühmter Regisseur XY gerade Ausgefallenens dabei gedacht hat. Man sitzt auch immer so eng. Und kann nicht raus, wenn man möchte. Am liebsten lese ich Stücke. »Kabale und Liebe« oder Franz von Pocci oder Ibsens »Volksfeind«. Da kann man sich dann alles viel schöner vorstellen, als man's auf dem Theater perfekt haben kann.

Aber das ist ganz bestimmt ungerecht. In Sachen Theater bin ich Analphabet, klar. Und es gibt überhaupt keinen Grund, sich auf Analphabetismus auch noch etwas einzubilden. Sich ins Recht gesetzt fühlen damit, womöglich, nur weil man »Basis« ist. Und deshalb: Es lebe das Theater. Und die Oper, sowieso. Was wir gewonnen haben? Bestimmt, daß die kids den Mund aufzumachen gelernt haben, wenn ihnen was nicht paßt. Daß sie nicht länger vor Autoritäten kuschen, vor fremden sowenig wie vor verinnerlichten, sondern nur noch vor ihrer Clique, der Peer group, der Werbung, den Idolen des Musikmarkts, den allgegenwärtigen Signalen des Drills anders zu sein als die anderen; und das reicht ja auch schon mal. Verloren? O-Ton Student, 25: »In der Schule haben wir nie einen Roman gelesen. Eben versuch ichs mit Zola; aber es fällt mir schwer. « Er bedauert das. Sehr verbreitet scheint sein Bedauern nicht zu sein. Es gibt Deutsch-Studenten, die sichs gutschreiben, mit deutschprachiger Dichtung so gut wie nie etwas zu tun gehabt zu haben. Und Professoren, die sich nicht mehr anders zu helfen wissen, als in ihren Seminaren, wie Oma an Bubis Bettchen, aus Romanen *vorzulesen,* damit die kids überhaupt was mitkriegen von den Wunderwelten, die ihnen sozialdemokratische Reformpädagogik ausgetrieben hat.

»Gewonnen? Verloren?« Welchen Zugewinn läßt das System überhaupt zu als den, die Sitten immer wieder auf den neuesten Stand der Produktivkräfte zu bringen? Und ist es da ein Wunder, daß die *Einbußen* danach sind? Ein immer dichteres Informationsnetz bringt die Unwissenheit zum Aussterben. Was tritt an ihre Stelle? Die Dummheit, als Selbstgerechtigkeit der Ignoranz. Gigantische Produktionskapazitäten ermöglicht im Verlagswesen seit circa zehn Jahren der Lichtsatz. Schluß endlich mit dem fatalen »Guten Buch«. Das Ergebnis: Das Wegwerfbuch. Und die revolutionäre Sitte dazu: Die Wegwerfliteratur... Wann gab es innerhalb des Kapitalismus je einen Wert, der nicht immer auch zu vereinahmen - und zu veräußerlichen gewesen wäre?

*

Fernsehen, weils immer so schön blöd ist: Ein Alpha-Mann mit dem Holzgesicht eines Puppenkaspers; er lebe die offene Ehe, sagt er. »Und meine Frau denkt da genauso.«Ein Minus-Mann mit Schwanzgesicht; daß er in den ersten acht Wochen mit seiner neuen, dritten Frau noch nicht *einen* Kompromiß habe schließen müssen, schätzt er an ihr.

Sie ist Schriftstellerin. Und hat ein Buch geschrieben mit dem Titel: »Allein lebt sichs glücklicher«. Während er spricht, schaut sie bittlächelnd zu ihm auf und versucht ständig, alle Finger der rechten Hand mit dem kleinen Finger seiner linken zu verhakeln, den er ihr überläßt.

Wolf Schneider heißt die Herrenausstatter-Type daneben. Mit der naßforschduckenden Agilität eines bejahrten Fähnleinführers erinnert er - drei Kinder, geschieden - an die Pflichten in der Ehe.

Die fünfundzwanzigjährige Bewegungstherapeutin Flinner möchte sich selbstverwirklichen. Der Alpha-Mann heißt Kolle. Der Minus-Mann Sobotta, und er bringt den Strizzi in der bekannten Mischung aus Intelligenz, Sentimentalität und Zynismus millimetergenau. Der Herrenausstatter besteht darauf, daß er ein ungewolltes Kind sei und sich trotzdem wohlfühle. Der katholische Moraltheologe Miethe dagegen möchte daran erinnern, daß Ehe nicht nur Pflicht, sondern auch Glück bedeuten kann. Ich mag ihn.

Nach knapp einer Stunde sind die Damen aus dem Spiel. Schnippisch-verkost die eine, stumm und schön wie ein pralles Konto die andere; das heißt, daß sie sich »selbstverwirklichen« wolle, das möchte sie denn doch noch einmal (zum fünften oder sechsten?) betonen...

Die Sendung heißt »Freie Liebe - Alternative zur Ehe oder Sprengsatz der Gesellschaft?« Wie wär's, zum nächstenmal mit: »Kellogs-Flocken - Styropor-Ersatz oder Revolution am Frühstückstisch?«

Warum kann I. immer vor dem Kasten einschlafen? Ich will immer alles bis zum bitteren Ende sehen. Kabel und Äther sind so voll von parallelen Wirklichkeiten. Bloß keine verpassen. All der schöne, lustvolle und endlose Stumpfsinn... Wo bitte blieben wir mit unserer Trägheit, unserer Schadenfreude, unserem Hunger nach Banalitäten, unseren Killerinstinkten, unserem Adrenalin ohne *ihn?*

*

Seit einem halben Jahr kann man über die Dachantenne auch Fernsehen von drüben empfangen. Wie ähnlich sich die Unterhaltungsprogramme sind. Als ob es so etwas gäbe wie ein systemübergreifendes Welt-Bürgertum des Banalen. Politisches hat hier draußen zu bleiben. Stattdessen die Ewigkeitswerte von Schlager und Operette. Das »reine« Wissen im Sinne abfragbarer Allgemeinbildung von Quizsendungen. Der Unterhaltungswert der Welt gewissermaßen als deren wahre Natur, noch unverfälscht von Tendenz und Intellekt. Marlene: »Es ist, was soll sich machen, meine Natur ... «

Und doch gibt es Unterschiede: Verglichen mit dem dummdreisten, showtechnisch aufwendigen, imperialen Aufputz der Show- und Schlagersendungen *hier,* die da drüben seltsam bescheiden, treuherzig und wohlerzogen. Und während unsere Maria Hellwigs und Heinos, unsere Trios und Nenas immer so aussehen, als sei ihnen gerade in Disneyland frische Software in den Kunstharz eingebaut worden, wirken ihre Parallelos drüben wie handgemacht in Zella Mehlis.

Enttäuscht hat mich die »Aktuelle Kamera«. Da hatte sich das heiße Revoluzzer-Herz Reportagen von verschwiegenen Kriegsschauplätzen erwartet, hierorts unterdrückte Informationen massenhaft; stattdessen an erster Stelle immer nur Berichte aus der Produktion. Da kann die Welt untergehen, das Nichts, die Leere - wow! - ihr Szepter schwingen -, Hauptsache, die Gerste im Bezirk Kottbus ist zu 70 Prozent eingebracht. 0 haushälterischer Biedersinn, 0 krawattengraue Phantasielosigkeit, 0 Pedanterie, wie ich Dir die Daumen drücke, daß Du nur eine List der Geschichte seist!

*

Die Kamera von schräg oben auf Lundquist, den Sieger über hundert Meter Brust. Der Schwenk aufs Sternenbanner, zu dem seine Augen emporgerichtet sind. Die Hand liegt auf dem Herzen während der Hymne. Ein Kinn wie ein Karteischuber. Ein Nacken wie Batman von Breker, Regie Leni Riefenstahl. Das Sechsunddreißig einer verspäteten Nation, sinnlich und modern wie damals, als auch alle Welt entzückt war. Und die US-Athleten, natürlich, sind »Amerikaner«. Wie selbstverständlich wird den USA von unseren Kommentatoren das pars pro toto, das Alleinvertretungsrecht für den ganzen Kontinent, zugestanden. »Für uns« hats Genscher nur für die Eröffnungszeremonie loseisen können: »Deutschland«. Im übrigen: »West-Germany«.

Und die Dunkelhäutigen, natürlich, sind »Farbige«. Als wär ein rotbackiger Finne farblos. »Farbige Amerikaner«, soviel wie nie vorher, läßt der entfesselte weiße Bourgeois laufen, springen, boxen zum Ruhm seiner Klasse-Nation. In der es von nun an keine Klassen mehr gibt, sondern nur noch »Amerikaner«.

Konkret 09/84, S. 63

Hans Platschek

Beuys - Der alte Hut

Die gr□ □ te Leistung des einstigen Kunststudenten Beuys war die Erfindung des Kunstwerks Joseph Beuys. Seitdem sorgt er daf□ r, da□ es im Gespr□ ch bleibt. Zuletzt bot ihm die Hamburger Kulturbeh□ rde 300.000 Mark f□ r die Begr□ nung der Kl□ rschlamm-Sp□ lfelder in Hamburg-Altenwerder. Den liebenswerten Opportunisten zu den Akten legt der Maler Hans Platschek

Das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce: und wie steht es mit dem dritten, vierten, fünften und wer weiß wievielten Mal? Rembrandt ist mißachtet und van Gogh verkannt worden. Daraus hat sich im Lauf der Zeit ein Wechselspiel zweier Vorurteile ergeben, das Joseph Beuys virtuos beherrscht. Mehr noch: Wer immer sich mit der Frage beschäftigt, ob der Mann mit dem Hut ein großer Künstler, ein Scharlatan, ein Prophet oder der Erfinder eines neuen Kunstbegriffs sei, kann nicht von der Stelle kommen, weil er, womöglich ohne es zu wissen, dem einen oder dem anderen Vorurteil zustimmt.

Das eine ist, obwohl altbacken, noch immer an der Tagesordnung. Es lautet, kurzgefaßt: Was Beuys macht, Fett auf Stühle packen, Wiener Würstchen mit Fußbodenfarbe anstreichen, von noch geringeren Verrichtungen zu schweigen, ist keine Kunst, es ist eine Zumutung, gegen die der gesittete Bürger mit einem Aufschrei protestieren muß. Der Aufschrei wiederum gibt dem anderen Vorurteil Nahrung, das, kurz gefaßt, so lautet: Große Künstler sind, wie es die Tragödie eines Rembrandt oder eines van Gogh lehrt, stets verkannt; am Grad des Verkanntseins kann man den Grad der Größe ablesen. Kein Flaubert hätte Stumpferes in sein Lexikon der Gemeinplätze aufnehmen können. Beuys wiederum trägt das Seine dazu bei, daß beide Vorurteile immer wieder aufeinanderprallen. Davon nämlich lebt er, nicht etwa von der Kunst, dem erweiterten Kunstbegriff oder der menschbezogenen Kreativität.

Nachdem die Hamburger Farce um die Spülfelder in Altenwerder ein Ende gefunden hat und, letzten Meldungen zufolge, zwei Gartengestalter und ein Schlosser aus dem Kreis Pinneberg vom Amt für Strom- und Hafenbau mit der Genehmigung versehen worden sind, das Schlickgelände mit Feldblumen zu bepflanzen, und zwar gratis, kann man die einzelnen Phasen des Unternehmens getrost übergehen und sich der Funktionale zuwenden, in die Aufschrei, Leserbriefe. Pressestimmen und behördliche Verlautbarungen mittlerweile gerutscht sind. Denn einiges Nachdenkens wert bleiben das Beuyssche Vorgehen und das Vorgehen der Kulturbehörde, wobei in beiden Fällen ein bißchen Motivforschung am Platz ist.

Was Beuys seinen Kunstbegriff nennt, sei es seine oftmals demagogischen Anstalten, dem Alltag Als-Ob-Situationen aufzuhalsen, die aus einem nicht immer klaren Kopf stammen, sei es Realitäten überhaupt in ein Spielmaterial zu verwandeln, von dem niemand so recht weiß, ob es aus Fiktionen oder aus vermeintlichen Tagesfragen besteht: in jedem Fall braucht dieser Kunstbegriff, bevor er an die Öffentlichkeit kommt, eine Verlängerung. Beuys selber kann sie nicht herstellen; vielmehr ist er auf die Bereitschaft der Medien angewiesen, ihn, wo immer es geht ins Gespräch und besser noch ins Gerede zu bringen. Er dürfte sehr früh schon erkannt haben, daß er nicht Kunst, sondern ihr Gegenteil, News-Werte nämlich schaffen, am besten aber sich selbst, als Mann mit dem Hut, immer wieder neu erfinden und so darbieten muß, daß sein unfreiwilliger, ihm auch unbekannter Partner, der Mann am Fernschreiber, die Tasten bedient. Von dieser Art des Künstlers als Selbstdarsteller kennt die Kunstgeschichte Beispiele zuhauf: Ein Kleinunternehmen, von einem einzigen Mann betrieben, braucht nun einmal eine besondere Reklame, für die der Einzelmann das nächstliegendste Motiv abgibt. Selbstdarsteller waren der große Raffael, der kleine Whistler und der große Picasso. Aber eine solche Selbstdarstellung sollte vor Jahr und Tag dazu dienen, der Ware eine zusätzliche Attraktion zu verleihen; dem Fürsten, dem Kirchenfürsten oder dem Bürgersmann also vor Augen zu halten, daß er ein Stück Genialität erwirbt. Nur wurde aus der zusätzlichen Attraktion, kaum daß sich die Methode bewährt hatte, die Sache selbst. Die Selbstdarstellung, so hat es sich herausgestellt, ist nicht nur die Kunst, sie ist auch die Ware. Protagonisten dieser Umkehrung sind Yves Klein, Andy Warhol und eben Joseph Beuys.

Was Beuys dem Kunstmarkt überantwortet, sieht, alles in allem, unscheinbar aus. Er hat anfangs hübsche Zeichnungen gefertigt, später aber seine Wäscherechnungen signiert. Das Fett auf den Stühlen und die angestrichenen Würstchen konnten mit einer Aufmerksamkeit rechnen, die allerdings nicht lange zu währen schien. Dagegen sorgte der Beuys im Fernsehen, der Beuys im Magazin, der Beuys als Schlagzeile über einen längeren Zeitraum hinweg für Gesprächsstoff. Am Ende fragten sich auch Gutgesinnte, ob sie es mit einem Künstler oder mit einem sozialen, genauer: mit einem publizistischen Ektoplasma zu tun hätten. Weil den Medien die gröbsten Raster zuträglicher sind als Proustsche Feinheiten, nahm Beuys in einem fort Zuflucht zum Wechselspiel der Vorurteile: schrien die einen auf, er sei ein Scharlatan, konterten die anderen mit dem Hinweis auf die Größe des Verkanntseins. Für Beuys war das Jacke wie Hose: Hauptsache, der Fernschreiber tickte.

Mit der Zeit aber stellte sich genau das ein, was die Methode an Gefahr mit sich bringt. Im amerikanischen Medien-Jargon heißt es »over-exposure«, grob und erläuternd übersetzt: Ein Zuviel des Guten an Publicity wirkt sich negativ aus; die Leser und die Zuschauer sind es müde, das ständig gleiche Spiel mit dem ständig gleichen Selbstdarsteller mitzumachen.

Was also bleibt dem nunmehr allzu sattsam Bekannten, zumal wenn er als Künstler auf Gedeih und Verderb den Aufschrei und die folgenden Kontroversen braucht? Er muß entlegenere Gegenden ins Auge fassen, wenn nicht gar die kulturelle Peripherie.

Damit sind wir bei der Avantgarde in Altenwerder und dem Vorgehen der Hamburger Kulturbehörde. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Freie und Hansestadt im Bereich der Künste Peripherie ist; böse Zungen sprechen von Niemandsland. Die Kulturbehörde ist wie alle Kulturbehörden erst einmal Behörde. Sie verfügt über einen Etat, über Planstellen und einen nicht unbeträchtlichen Apparat. Solange es noch nicht mit Mikrochips oder dressierten Affen geht, müssen die Planstellen mit Menschen besetzt werden, mit solchen, die Etats verwalten und den Apparat bedienen können. Diese Menschen halten sich, wie man weiß, tagsüber in Büros auf, lesen Akten, schaffen das, was sie Vorgänge heißen und gehören meistens der Partei an, die das Land oder die Stadt regiert. Sie könnten genausogut im Katasteramt oder bei der TBC-Fürsorge sitzen: Aus irgendeinem Grund haben sie sich für die Kultur entschieden oder sind in diese Büros verschlagen worden. Im übrigen findet man heute in Kulturbehörden eine Vielzahl ehemaliger 68er, im langen Marsch durch die Institution von einem ordentlich dotierten Posten aufgehalten, gepeinigt allerdings vom doppelt schlechten Gewissen: des Postens einmal und zum anderen der Demütigung wegen, sich ausgerechnet mit Kunst und Kultur befassen zu müssen. Was ein rechter 68er war, der hatte im SDS gelernt, daß Kunst und Kultur Herrschaftsinstrumente sind. Den Hamburger Kulturbeamten steht eine sogenannte Kunstkommission bei; außerdem informieren sie sich aus der Zeitung, dem Fernsehen und in Gesprächen im Freundeskreis, sofern sie Freunde haben.

Außerdem, und das ist entscheidend, gibt es im Hamburger Kulturetat einen Titel von einer Million Mark für Kunst im öffentlichen Raum, der nicht zweckentfremdet oder anderen Titeln zugeschlagen werden darf. Es braucht wenig Phantasie, um sich vorzustellen, in welchem Maß diese Million die Sachbearbeiter um den Schlaf bringt. So viele Bunker, die man mit Ornamenten bepinseln kann, sind nicht vorhanden, so viele Künstler, die gewillt sind, sich auf Gerüsten an dieser oder jener Häuserwand den Hals zu brechen, haben sich nicht angeboten, und schließlich kann man nicht die Alsterufer oder sonstige Grünflächen mit Myriaden flauer Skulpturen vollstellen. Beuys, so scheint es, kam folglich wie gerufen, und zwar aus zweierlei Gründen: Von der Million räumte er, nicht für sich, nur für die laufenden Kosten, gleich fast die Hälfte ab, und die News-Werte, die er virtuos zu schaffen weiß, konnten dem Profil der Behörde nur zugute kommen. Die sprichwörtliche Faust paßte aufs sprichwörtliche Auge. Außerdem wollte der Mann mit dem Hut die Hansestadt in ein Experimentierfeld seiner sonstigen ökologischen Interessen ummünzen, ja einen ganzen grünen Feldzug in die Wege leiten. Daß die Aufforstung der verseuchten Felder auch dazu hätte dienen können, »Betroffenheit«, wie es so schön heißt, zu äußern, hat zumal die ehemaligen 68er gefreut.

Wie bekannt, hat der Senat das Projekt gestoppt, Kunstfreunde haben empört auf das Verhältnis von Größe und Verkanntsein hingewiesen, Beuys hat seine Reklame gehabt, und die Kulturbeamten müssen im Freundeskreis oder in den Unterbezirken ihrer Partei abermals Ausschau nach Bunkermalern und Steinmetzen halten. Einzig Helga Schuchardt hat sich Ärger eingehandelt. Unerfahren im Hinblick auf die Feinmechanik des Kunstbetriebs und in ihrer Gutmütigkeit womöglich außerstande, zu durchschauen, was ihre Beamten da zusammenbrauten, nicht zu reden von ein paar taktischen Ausrutschern, fällt ihr nun die Rolle der Niobe zu. Sie hätte diese Kulturbehörde erst gar nicht übernehmen dürfen, und wenn, Sorge dafür tragen müssen, daß ein Teil der Belegschaft ins Katasteramt oder zur TBC-Fürsorge versetzt wird.

Konkret 09/84, S. 66

Chup Friemert

Mythen-Bau GmbH

In der Republik stehen soviele Wohnungen leer wie fehlen. Inzwischen plündert die postmoderne Architektur aus allen Stilen die Dekors und tut, als sie nichts gewesen.

Eine von O. M. Ungers ausgeweidete und ausgeweitete Villa aus dem Jahre 1901 mit neoklassizistischer Fassade und Säulen davor ist das neue Architekturmuseum in Frankfurt. Man scheint's dort nötig zu haben. Ganze Arbeit hatten Banken und Versicherungen geleistet. Danach - Hans Sachs zurück aus Disneyland - die lächerliche Möblierung des Römerbergs. Und nun braucht das Ganze offenbar ein Zentrum - und einen Ideologen.

Schreiber von der FAZ wünscht sich das Museum sogar als »Parlamentsgebäude der deutschen Architekturdebatten«. Als internationale Plansammlung soll es fungieren und die Arbeiten von bedeutenden Architekten zugänglich machen. Wie wird bestimmt, was international bedeutend ist? Das Programm zeigt das Verfahren an, es hat einen Generalnenner: Das Neue Bauen ist zu Ende, etwas Nach-Modernes ist nötig, wobei das beste Nach-Moderne ist, vor die Moderne zurückzugehen, Revision der Moderne, also ab in die Geschichte. Ein Programm, das mithin auf der Höhe der Zeit ist: Ob in der Literatur, in der Gesellschaftswissenschaft, in der Politik oder der bildenden Kunst - die Biennale in Venedig lieferte dafür massenhaft Anschauungsmaterial - überall scheint eben die Zukunft hinter uns zu liegen. Und so zu tun, als sei dieser Zustand selbst »Avantgarde«, gehört natürlich dazu. Aufgefordert, das historische Material zu »verlebendigen«, sind die Architekten, und für zeitgemäß und damit bedeutend gilt, was »Signale von Dauer und Bestand« aussendet. Bei der Historie werden die Modelle gesucht für die Reparatur der zerstörten Städte. Plätzchen und Ornamente, »sprechende« Architektur und archaische Formen sollen mit deren Misere fertigwerden, die Probleme des Zusammenlebens in den Ballungsgebieten lösen. Nicht etwa brauchbare Infrastrukturen, bezahlbare Mieten, die Wohnung auch fürs Existenzminimum - nein, Säulen, Tympana, Friese, Farben, Bögen und Triumphbögen! »Architektur als Werk des schönen Scheins, nicht als Werkzeug der Zweckerfüllung!« fordert der theoriefreudige Direktor des Museums, Klotz. Höheren Gefühlen, der Erbauung, soll die Architektur wieder dienen, seitdem aus den einfachen kein Kapital mehr zu schlagen ist. »Fiktionalisierung der Architektur« heißt die Aufgabe der Zukunft. Das Ergebnis: Prestige-Restaurierungen, altmodische Neubauten, Bauherrenmodelle, Fassaden...

Aber prüfen wir einmal die Ausstellungsblätter des Museums: Es sind Zeichnungen und Collagen zu sehen, fein aquarelliert oder pastos aufgetragene Farben, manchmal gar eine Montage. Vorgezeigt werden soll Architektur als Kunst. *Collage, mit Ölkreide überarbeitet, 31,5 x 25,6 cm, sign. und dat. in der Darstellung: AR 76,* heißt es da zum Beispiel, als sei's eine Handzeichnung von Dürer. Das ist ein Indiz: Da es zu viele unterbeschäftigte Architekten gibt, wechseln sie das Milieu. Je weniger sie bauen dürfen, desto zielloser träumen sie nun auf Papier, fürs Architektenmuseum, für private Sammler womöglich. Das Auratische an einem Original, an einer Handzeichnung, ruft die Ästheten und Kunstspekulanten auf den Plan. Und niemand fragt vor einer aquarellierten Skizze noch nach den Baukosten, nach der Grundrißlösung, nach der Wohnungsgröße und der Miete. So wird Architektur zum kulturkulinarischen Traumfutter fürs gutbürgerliche Feuilleton und seine Kundschaft. Sie verliert ihre Realität, wird Bild und muß auf Abbildbares zielen, nicht länger auf nützliche Arbeit.

Ober postmoderne Architektur zu reden, würde sich nicht lohnen, würde nur gezeichnet. Aber stets wird Architektur materielle Gewalt als Gebautes, stets auch ideologischer Gehalt als Zeichen, meist als Symbol. Und so ist Postmodernismus ein neuer Ideologisierungsversuch und ein zukünftiges Gewaltverhältnis. Und einige der Zeichner bauen längst. Ihr historischer Zierat soll vergessen machen, daß zum Beispiel die Ritterstraße-Nord in Berlin, das Mekka der Postmodernen, einem einzigen Spekulanten, Klingbeil, gehört. Inzwischen gibt es in Paris »Les Arènes de Picasso« von Nunez, »Le Théâtre« von Bofill und das nachgebaute Reichsparteitagsgelände von »Les Arcades du Lac«.

Wie sollen wir uns dieser Art Architektur gegenüber verhalten? Ich denke, wenn wir dem vorgegebenen Thema folgen und nur um »Förmchen« streiten, wenn wir über die Architektur als Zeichen reden, als ästhetisches Herzeigen, wird geschwiegen werden über Bauen, über Bodenspekulation, über die Vertreibung einkommensschwacher Mieter aus den Stadtkernen, über die Notwendigkeit, eine Planung zu betreiben, die nicht nur das einzelne Haus, nicht nur den Stadtteil und die Stadt, sondern die Region und das Land miteinbezieht.

In der Bundesrepublik fehlen zu Beginn der 80er Jahre etwa genauso viele bezahlbare Wohnungen wie leerstehen, nämlich über eine Million. Die Bauentwicklung und das Bauen sind ungeplant, taumeln in der Krise. Wohnen ist mit der Zerschlagung des sozialen Wohnungsbaus eine noch freiere Ware geworden als zuvor, und soweit es noch Beschränkungen gibt, sollen sie verschwinden. Der Markt soll durchgesetzt werden. In diesem Moment erweist sich der Postmodernismus als willkommene Begleitmusik zur Ablenkung und Affirmation. Der Wertzuwachs soll auch wertvoll aussehen. Beschworen wird ein altfränkisches Handwerksideal ungeachtet der Tatsache, daß auch die meisten *postmodernen* Neubauten in Beton hochgezogen und mit Backstein lediglich »verputzt« werden, das Anheimelnde, Regionalistische also

buchstäblich Fassade bleibt. Und das alles bei Kostpreisen für den Quadratmeter im Wohnungsbau von 30 Mark und der »sozialen« Subvention des Vermieters, damit er seine Ware überhaupt zu immer noch enormen Mieten los wird. Bauherrenmodelle sind denn auch die bevorzugten Verdienformen an Wohnungen geworden. Die Versorgung der Bevölkerung mit bezahlbarem *und* komfortablem Wohnraum? Husten.

Vor zehn Jahren noch waren es Architekten, die vornean mitdiskutierten, wenn Bodenspekulation und Bodenwertzuwachs politisch zur Debatte standen. Inzwischen werden, als Novitäten, aus dem Katalog der Geschichte wieder die alten Schönheiten gezeigt, die angeblich das Gleichgewicht zwischen Umwelt und Mensch früher garantiert haben sollen. Tatsächlich müßte »Bewahrung von Geschichte« zunächst einmal Modernisierung und Sanierung von Altbauten heißen. Aber statt das Zweckmäßige an ihr wiederherzustellen, wird Geschichte nun nur noch zitiert, und ihre Bewahrung ist der Vorwand, um die Altbaumieten auf das Niveau der Neubaumieten zu heben.

Bleibt, bei allem, der höllische Respekt, den die Postmodernen vor den Architekten der Moderne, vor ihrem sozialen Engagement und ihren Ideen, noch immer haben. Um sie trotzdem kleinzukriegen, macht man sie für die Unwirtlichkeit und Seelenlosigkeit unserer Städte verantwortlich. So als hätte es die kapitalistischen »Sachzwänge« von Bodenrente und Bauwirtschaft nie gegeben, wird nun alle Schuld an der Misere der modernen Architektur selbst angelastet. Warum? Darum, daß sie »Fortschrittsbewußtsein als Befreiungsbewußtsein« mißverstanden habe - so Direktor Klotz. Tatsächlich hatte die Moderne keine realistisch-revolutionäre, sondern meist nur eine idealistisch-utopische Perspektive. Und das machte sie hilflos, als das Kapital ihre Zweckmäßigkeit in Rentabilität, ihre Fortschrittlichkeit in Bauwirtschafts-Funktionalismus verwandelte. Wenn sie denn aber auf diese Weise hat vereinnahmt werden können, dann doch wohl nur darum, weil sie von Fortschrittsbewußtsein als Befreiungsbewußtsein noch viel zu wenig statt zuviel hatte! Die Postmoderne jedenfalls nimmt Bodenspekulation und bauwirtschaftliche »Sachzwänge« als Behinderungen schon gar nicht mehr wahr.

Was soll's? Nach Klotz hat die Moderne »den Faden der Kontinuität« zerrissen. Und die verlorene Unschuld wiederherzustellen, glaubt sich die Postmoderne berufen. »Identitätsstiftend« heißt denn auch - neben »Bedeutung«, »Sinnvermittlung«, »Symbolisierung« - eines ihrer gängigsten Reizwörter. Was aber gilt als »identitätsstiftend«? Selbstverständlich *Formen,* abgezogen aus Herrschaftsarchitekturen und gutbürgerlichen Wohnvierteln. Was die dazugehörigen Wohnungen für ihre Mieter oder Käufer so attraktiv macht, ist aber keineswegs die schöne Fassade, es sind hohe Räume, mehr Platz, eine urbane Lage, Komfort. Worin liegt also der Betrug der Postmoderne? Er liegt darin, daß sie die vermeintlich bessere architektonische Qualität nicht an Hand der realen Qualitäten von Wohnungen ausweist, sondern an Hand von Fassaden. Wie aber sieht eine moderne Wohnung aus, in der bestimmte Maßstäbe des Komforts realisiert sind? Spätestens bei dieser Frage kann mit Bedeutungen und Symbolen nicht länger argumentiert werden. Eine Decke kann eben nicht 3,50 m Höhe *bedeuten,* sie kann nur 3,50 m hoch *sein.* Und eine überteuerte schlechte Wohnung würde auch durch den industriellen Nachbau von anheimelnd wirkenden Säulen und Triumphbögen nicht besser. Was die Postmoderne aber schon bei Wohnungen nicht leisten kann, nämlich Lösungen für rationelles, kostensparendes und sozial verantwortliches Bauen zu liefern, das bleibt sie auch woanders schuldig, zum Beispiel beim industriellen Bauen.

Für die revisionistische Architekturtheorie ist und bleibt es ein Versehen, daß die Moderne dieses Jahrhundert eingeleitet hat. Das läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Zu revidieren aber gilt es deren »voreilig proklamierte Epochengeltung« (Klotz). Und dafür herhalten soll die Fassade, als Konterkarikatur gegen die vermeintliche oder tatsächliche Leere der Moderne. Gleichzeitig wird deren sozialer Gehalt, sie selbst als *soziales Bauen* in Vergessenheit gebracht. Aber auch alle anderen Traditionen, bis hin zur Nazi-Architektur, glaubt man ihrer sozialen Gehalte zu entledigen, auf Form reduzieren und dann plündern zu können. So als ginge es dabei nur um *be-deutende* Signale von Geschichtlichkeit, Identität, Dauer und Bestand. Und so als seien »Les Arcades du Lac« - von Bofill bezeichnenderweise »Versailles du Peuple« genannt - im wiedererstandenen kolonial-imperialistisehen Klima Frankreichs rein zufällig, aus nichts als aus Formgefühl und *Sinnlichkeit,* dem Nürnberger Zeppelinfeld nachgeraten. Und die Architektur des neuesten Frankfurt nur auf »Fiktionalisierung« bedacht darum, daß sie den Geschmack des petitbourgeoisen Herrenausstatters trifft, der dort Oberbürgermeister ist.

Konkret 09/84, S. 70

Rüdiger Schaper

Pack die fade Hose ein

»Sommernachtsträume«, »Kunstmeilen«, »Jahrmärkte der Phantasie« bis auf den letzten Heller: Janz Berlin fiebert diesen Sommer am Kulturtropf. Wie der Senat mir der Szene und die Szene mit dem Senat macht.

Zwei Bonmots ober üble Nachreden auf den Zustand Westberlins im Sommer 1984. »Berlin ist die heimliche Hauptstadt der Phantasie«. Das sagt Andre Heller, der Reichstags-Feuerwerker. Berlin ist von einem »Mekka der Alternativen zu einem Mekka der Innovationen geworden.« Das hat Berlins Industrie- und Handelskammer gesagt. Die beiden Wachstumsbranchen im Westteil der ehemaligen Reichshauptstadt sind damit angesprochen: Kultur und Mikroelektronik. Zahlreiche Arbeitsplätze können sie nicht anbieten, dafür aber, und darauf kommt es in Westberlin an, reichlich Prestige und Chichi. Kultur Lind Chips, La Grande Illusion. Kultur in Westberlin ist Wirtschafts- und Außenpolitik.

Am Rande der zweiten Berliner Wirtschaftskonferenz, die im Frühsommer im Reichstag und der Nationalgalerie aufgeführt wurde, sammelte Wirtschaftssenator Pieroth Sponsorengelder für den »Berliner Sommernachtstraum 1984. Zu den Ergebnissen der Konferenz meldete der »Tagesspiegel«: »Die Standard Elektrik Lorenz AG, Stuttgart, wird die Terminal-Fertigung aus den USA nach Berlin verlagern. Auch die Finanzholding dieses Elektrokonzerns wird nach Berlin kommen, womit auch die Installierung eines Vorstandsmitglieds an der Spree verbunden sein wird. Eine Venture-Capital-Gesellschaft habe die Dresdner Bank AG, deren Tochtergesellschaft Bank für Handel und Industrie AG, die Bayerische Vereinsbank AG und die Bayerische Motorenwerke AG beabsichtigt.«

Einige Wochen später brannte es im Berliner Gründerzentrum, einer vom Senat finanzierten Spielwiese für innovative Nachwuchsunternehmer. Ein Bekennerbrief protestierte gegen das »silicon valley in unserem endlich ruhigen Berlin«. Pfiffe und Buhrufe von Zwanzigtausend schlugen dem Regierenden ins Gesicht, als er am 30. Juni beim Konzert der Philharmoniker in der Waldbühne anstand, den »Berliner Sommernachtstraum« zu eröffnen. So quittierte das heimische Publikum die Mesalliance von Kunst und Touristenfängerei, den Traum der Politiker von einem Kultursommer in der Stadt, in dem die Hotelbetten nicht kalt, die Buffets leergefressen und die Kudamm-Boutiquen ausverkauft werden.

Touristenströme sollen der Stadt das nicht mehr vorhandene Hinterland ersetzen. Hausbesetzungen und Straßenschlachten gehören der Vergangenheit an - westdeutsche Steuerzahler trauen sich wieder, Pauschalreisende in cultura, in die von Bundeszuschüssen lebende Stadt hinter den Transitwegen, seitdem brennende PKW und kaputte Schaufensterscheiben im »Mekka der Alternativen« aus den Nachrichten verschwunden sind. Die Bürgerkriegsberichterstattung,

die im Herbst 1981 einen Höhepunkt erreichte, ist inzwischen abgelöst von der nicht minder militärisch eingefärbten Beschreibung des touristischen Massenauflaufs zum »Allerheiligsten der Phantasie«, Hellers »Feuertheater mit Klangwolke«. An jenem Juni-Wochenende flogen Sondermaschinen, rollten Sonderzüge und Reisebusse in Kolonnen in den Brückenkopf, organisierten Fremden- und innerstädtischer Nahverkehr eine sittsam-chaotische logistische Orgie. Ach bin ein Feuerwerk«, stand auf den Buttons, mit denen sich die Besucher des Feuerwerks auf dem Reichstagsgelände auszuweisen hatten. Kommentar aus der Konsumentenfront: »Damals, die Angriffe auf Berlin waren viel aufregender.«

Regierungskrisen, Starfighter-Abstürze registriert Westberlin in seinen Konzertsälen, Theatern und Museen. Die Hardthöhe der Stadt findet man im Europacenter in der City, dem Sitz der Senatskulturverwaltung und des Fremdenverkehrsamts. Hier werden der krampfadrigen Stadt die geballten Kultur-Kurpackungen verordnet. Die Regierenden im Rathaus Schöneberg leben mit dem Trauma, daß die Westdeutschen wegbleiben, wenn Westberlin der Glamour ausgeht. Sie reagieren krisenstabsmäßig, wenn berlinische Kulturgüter und -repräsentanten in Gefahr sind.

Prinz Louis Ferdinand machte das kaiserliche Erbe flüssig und verlangte fünfzehn Millionen für das Gemälde »Einschiffung nach Cythera« von Antoine Watteau. Richard von Weizsäcker, noch in der Rolle des Regierenden Bürgermeisters, appellierte über den Sender Freies Berlin an die Bevölkerung, für den Erhalt des Bildes für Berlin zu spenden. Vor dem Deal waren Watteau und der Hohenzoller wochenlang in den Schlagzeilen - als drohte Berlin ein tödlicher Aderlaß, falls das Gemälde in Richtung Sotheby's Auktionshaus abschiffte.

Der Regierende Bürgermeister könnte auch den Titel t ragen Regierender Intendant von Berlin. Pfingsten dieses Jahres trollte sich Eberhard Diepgen nach Salzburg, um mit Berlins Chefdirigent auf Lebenszeit Herbert von Karajan den Philharmoniker-Eklat aus der Welt zu schaffen. Das Abgeordnetenhaus debattierte den Fall. Die Medien in der Stadt spuckten aus, was an Stellungnahmen, Dementis, Telegrammen, Absichtserklärungen aus den verfeindeten Lagern zu kriegen war. Westberlins kostbarstes Markenzeichen, die Philharmoniker *unter* Karajan, war empfindlich angeschrammt.

»1981 hat man sich an den Kulturtropf längst gewöhnt, mit dem die Stadt seit Jahren aufgemöbelt wird. Für irgend etwas muß sie doch Metropole genug sein. Immer läuft gerade ein Festival ab oder wird eine Geschichtsshow inszeniert, die alles in den Schatten stellt.« Bodo Morshäuser in seiner Erzählung »Die Berliner Simulation«.

Am 5. Oktober 1933 wurde in der Reichskanzlei der Bau des Reichssportfelds in Berlin beschlossen, nachdem Berlin 1931 auf einer Sitzung des Internationalen Olympischen Komitees in Barcelona den Zuschlag für die Spiele 1936 bekommen hatte. Hitler sagte: »Deutschland befindet sich außenpolitisch in einer der schwierigsten und ungünstigsten Lagen, es muß versuchen, durch große kulturelle Leistungen die Weltmeinung für sich zu gewinnen.«

»Ein Berliner Sommernachtstraum 1984 präsentiert sich mächtig stolz als bisher größte Manifestation des ständigen Westberliner Bemühens, Wirtschaftskraft durch kulturelle Freuden am Leben zu erhalten. Übers Jahr ist es Aufgabe der Berliner Festspiele GmbH, der Stadt und ihren Gästen Festlaune zu machen. Festwochen und Jazz-Fest im Herbst, Filmfestspiele im Winter, Theater- und Schülertheatertreffen im Frühjahr/Sommer finden regelmäßig, »Horizonte - Festival der Weltkulturen« alle paar Jahre statt. So weit auch so gut, die Festspiele leisten seriöse, streitbare Arbeit. Sogenannte Sommerfestspiele gab es bis 198 1, sie wurden aus Kostengründen gestrichen.

Die Senatsattacke auf das vermeintliche kulturelle Sommerloch kam diesmal aus dem Wirtschaftsressort. Senator Pieroth dachte nicht an das Berliner Publikum, sondern an Auswärtige und das Geld, das sie in der Stadt lassen: »Ich wünsche mir, daß der Berliner Sommernachtstraum nicht nur für die Veranstaltungsbesucher, sondern auch für die Berliner Wirtschaft zu einem Ereignis von besonderem Rang wird.« Da gehts lang. Im Gegensatz zu einigen Einzelveranstaltungen hat das Gesamtprogramm des (am 2. September zu Ende gehenden) »Sommernachtstraums« kein Konzept im Künstlerischen, weder Dramaturgie noch Inspiration, dafür ein Bundesbürger blendendes Werbestyling. Berlin, frohlockte die SFB-Abendschau in der Sondersendung zum Feuerwerk, war wieder mal »ausverkauft« .

Im Windschatten pompöser Stadtinszenierung, dem »Wannsee-Traum« oder dem »Jahrmarkt der Phantasie« auf dem Los-Angeles-Platz, sind Traumschiffchen gewöhnlicher Provenienz gesegelt, Kino, Theater, Musik wie in jedem Sommer reichlich vorhanden. Die Westberliner Kneipen kennen keine Polizeistunde, auch das wohlfeile kulturelle Leben schlafft sommers nicht ab, es entspannt sich. Kunstpausen werden nicht gegeben, vielmehr ein angenehmes Weniger an Terminen und Veranstaltungen - eine Zeit, die Stadt zu verlassen, ohne daß man fürchten muß, was zu versäumen. Westberlin-Las-Vegas spielt im Sommer mit verringertem Einsatz. Der »Sommernachtstraum« der Wirtschaft pfuscht in den Lebensrhythmus der Kulturstadt und ihrer Bewohner.

Für sie wurde er nicht installiert - wer sonst nicht ins Theater oder ins Dahlemer Museum geht, versäumt's auch dann, wenn eine Ausstellung niederländischer Genremalerei des 17. Jahrhunderts ein »Sommernachtstraum« zu sein verspricht. Moderne Malerei der »Kunstmeile«, in den Schaufenstern der Deutschen Bank zwischen Aktienkursen und Kreditverlockungen geborgen, kann Vorbehalte gegen Kunst und Markt vertiefen. Zudem wird das Naschwerk für die Touristen aus der Stadtansicht wieder verschwinden, wie die Fremden, die hochwillkommen sind, sofern solvent und nicht zufällig Asylbewerber, weil in andern Ländern Krieg anders aussieht als ein Höhenfeuerwerk.

3,5 Millionen Mark nach amtlicher Schätzung kostet der »Sommernachtstraum« - mit einer Ausfallbürgschaft über 1,5 Millionen steht der Senat ein, falls City-Concept, der private Veranstalter der Träume, sich verkalkuliert. City-Concept ist eine Sommernachts-Tochter von Peter Schwenkows Concert Concept-Agentur, die das Monopol der Konzertveranstalter in Westberlin einnimmt, vergleichbar dem Axel-Springer-Verlag auf dem Zeitungsmarkt. Hellers Feuerzauber (aber »Wer baute das siebentorige Theben?« - die namenlosen Pyrotechniker) verschlang von allen Aufzügen des sommerlichen Alpdrucks den größten Teil, rund 2,1 Millionen Mark. Nach den ersten Abrechnungen von City-Concept wird die Garantiesumme des Wirtschaftssenators die Kosten decken helfen müssen. Privatisierte Gewinne, sozialisierte Verluste, günstiger kann es ein Unternehmer nicht haben. Die Steuergelder, wiegelt Pieroth ab, sind für eine »Tourismus-Werbung, die mehr einbringt als jede andere Berlin-Werbung.« Ein Marketing-Fanal am Reichstag ist schließlich auch eine Art Vergangenheitsbewältigung.

Kürzlich, zum fünfjährigen Jubiläum ihrer Ufa-Fabrik, ließ sich die Tempelhofer Kommune von der Abendschau live abfeiern. Volker Hassemer, Senator für Kulturelle Angelegenheiten, war da ein Ehrengast bei Westberlins geadelten Besetzern. Man kommt miteinander klar, alternative CDU-Senatoren und innovative Kommunarden in Westberlin. Nicht Furcht vor den Kommunisten, nicht der nahe Osten, sondern ein allen gemeinsamer Hang zur Kultour stiftet den Konsens. Und die ARD schminkt eben an diesem Berlin-Image kräftig mit: In ihrer Sendung »Berliner Nachtschwärmer« führt sie in Serie Amateurtheater auf dem Kudamm, Feuerschlucker und Jongleure vor. Und danach geht dann die Sammelbüchse rum. Die Kids haben die Sache mit der »Subsidiarität« geschnallt; und die Stadt versteht mit ihnen Staat zu machen; denn Berliner Jungs, die sind richtig.

Konkret 09/84, S. 72

Hans-J□ rgen Tast

Wo alle Tage Sonntag ist

Eine Mischung aus Video, Kino, Abenteuerspielplat□ und Technik-Schule: Frei□ eitparks in der Bundesrepublik

Here at Sottrum aan de zand van het Harzgebied. finder De et gigantisk Fritidscenter mit mehr als einer Viertelmillion Quadratmeter.« Die Versprechungen für das Glück sind mittlerweile gar vielsprachig geworden in den Prospekten für die bundesdeutschen Freizeitparks, während sich die Abbildungen in den verschiedenen Prospekten für die verschiedensten Parks immer mehr ähneln: Lustig lachen und jauchzen die Kinder, sausen mit gewaltigem Schwung durch hochspritzendes Wasser an steilen Felsen vorbei, sitzen in einer gemütlichen Bimmelbahn und winken in die Kamera, rasen auf einer tollkühnen Achterbahn durch schnelle Kurven, freuen sich immer und kotzen nie. Auch die Eltern sind auf den Hochglanzprospekten der über dreißig bundesdeutschen Freizeitparks immer zufrieden. Geduldig stehen sie in ihrem freizeitlichen Tenue herum, klettern gar manchmal mit in die Rutsche oder die Bimmelbahn und geben sich vor allem ungemein gelassen. Denn:

»Nur Eintrittskarten lösen und überall umsonst fahren und umsonst schauen, so oft man möchte« (Hansaland)

Oder:

»Ein wirklich gastfreundliches Erholungszentrum - das ist der Freizeitpark Kirchhorst. Wo sonst können Eltern zu ihren Kindern noch sagen: Genießt von allem. Amüsiert euch nur!, ohne daß es unerschwinglich wird.« (Freizeitpark Kirchhorst)

Denn so einfach ist der Kniff: alles ist umsonst, nur der Eintritt kostet. So um die zehn Mark für Erwachsene und Kinder - manchmal liegen auch noch Ermäßigungen für Kinder und für die Senioren, lies: Großeltern, drin. Wer die Kassenhäuser passiert hat, muß sich erst einmal wie auf einem Rummelplatz zum Nulltarif fühlen. Denn hier gibt es all die unterschiedlichsten Karussell- und Fahrgeräte, die man zwar häufig auch schon vom Rummelplatz her kennt, dort aber eben nicht für einen Zehner den ganzen Tag ununterbrochen benutzen kann. Im »Romantik-Park«, im »Rast-Land« oder im Holiday-Park, im »Fort Fun« oder im »Traumlandpark« geht das:

»Hier in Sottrum, am Rande des Harzgebietes, erwartet Sie eine gigantische Freizeitanlage mit mehr als einer Viertelmillion Quadratmetern. Phantastische Attraktionen aus aller Welt fügen sich in das landschaftlich reizvolle Bild dieser Gegend. Wie wär's mit einer Sturzfahrt in Europas höchster Wildwasserbahn oder mit einem kribbelig-sausenden Schwung aus 17 Metern Höhe in der Riesenschaukel 'Bounty' - eine echte Herausforderung für Mutige. «

An Mutigen, die sich derartigen Herausforderungen zu stellen bereit sind, mangelt es nicht. Ob nun »Bounty« oder »Monza-Piste«, »Grottenblitz« oder »Looping Star« - in keinem dieser Fahrgeräte kann die Fahrt wild genug sein. Kaum ist sie vorbei, rennt alles wieder nach vorne, um das Ganze gleich noch einmal zu genießen, um in der langen Warteschlange keinen Platz und dadurch Abenteuer-Zeit zu verlieren. Schließlich muß und soll das Eintrittsgeld ja auch voll ausgenutzt werden. Fast umsonst soll das Vergnügen durch stetige Wiederholung werden.

Besonders an den Wochenenden ist es natürlich nicht so einfach, Abenteuer- und Wartezeit in eine Relation zu bringen, die bei den Besuchern und Benutzern der Freizeitparks den Eindruck entstehen lassen könnte, durch ihre Abenteuerlust zwängen sie den Betreibern dieser Anlagen gleichsam automatisch eine sinkende Profitrate auf. An den Wochenenden dauert die Vorfreude länger als die Freude. In den Schlangen vor all den Fahrgeräten und Bahnen tauscht man sich über die Erfolge bei der Benutzung der Gefährte aus, als ginge es da um Abschußquoten: »Ich mach schon die fünfte Fahrt!« - »Erst die fünfte?«

Wer da nicht mithalten kann und will, der kompensiert gern und schnell seinen Frust mit Fressen. Futterstellen stehen bereit. Pommes, Bratwurst-, Hamburger-, Eis- und Getränkebuden mit Preisen, die dann schnell größere Löcher ins Portemonnaie reißen. Mancherorts sorgen auch die Laufzeiten all der wunderbaren Bahnen und Gefährte dafür, daß die Kinder den Hunger und das Essen nicht vergessen:

»Der Freizeitpark Kirchhorst ist von den Osterferien (27. März) bis Mitte Oktober täglich geöffnet, und zwar: Die Kasse durchgehend von 9.30 bis 18 Uhr. Die Attraktionen laufen üblicherweise von 10 bis 12 Uhr und von 12.30 bis 17.30 Uhr«

Was »üblicherweise« heißt, definiert sich am Umsatz an den Pommes-, Bratwurst-, Hamburger-, Eis- und Getränkebuden. So schnell kommt hier keiner raus, ohne noch an vielen Orten Geld auszugeben. Es gibt Souvenir-Shops und Spielautomaten, die nur nach Münzeinwurf funktionieren: mal eine Art Wasserpistole, mit der man einen Ball durch einen Slalom treiben muß, mal eine Schießbude - bei Treffern hampeln die Figuren äußerst ungelenk noch ein Weilchen -, mal ein Ein-Personen-Sessellift oder auch einfach ferngesteuerte Modell-Schiffe.

Diese Geldschneiderei verdirbt nicht die Stimmung auf den Plätzen - hier müssen Kinder einmal nicht betteln für jedes Vergnügen, das sie für sich vorgesehen haben -, schafft eher eine ebenso satte wie gelangweilte Zufriedenheit. Stimmung kommt höchstens bei den kleineren Keilereien um die Sitzplätze auf. Rummelplatzatmosphäre ist nicht. Dort auf dem Rummel, wo alles dichtgedrängt, wild durcheinandergeht für die Augen und Ohren, wo gerempelt und gestoßen wird, wo von jedem Stand laute Musik noch durch das Marktgeschrei überbrüllt wird, wo das Kunstlicht auch tagsüber blinkt und flackert, wo sich ständig die Käuflichkeit der Attraktionen - »Wer will noch mal, wer hat Poch nicht, das große Los hier rausgefischt« - beweisen muß, dort, wo der Unterhaltungsmarkt noch in seiner unmittelbarsten Art tobt, dort ringen die Menschen miteinander: Gib Geld und du bekommst Spaß. Selbst die Niete wird so zum Jux.

Den Freizeitparks fehlt trotz der vielen idyllischen Plastik-Fachwerkhäuser, trotz der zahlreichen farbenfrohen, über das gesamte Gelände verstreuten Nostalgie-Dekorationen, trotz Dampfeisenbahnen und Märchen-Figuren jede Atmosphäre. Das Interesse ist zu sehr auf die Maschinen gerichtet, und die oft gelangweilten Angestellten, die häufig nebenbei lesend oder strickend die Geräte bedienen, haben natürlich auch kein sonderlich ausgeprägtes Interesse, für Stimmung und Ausgelassenheit zu sorgen. Ganz im Gegenteil: Darauf zu achten, daß bei den Massenanstürmen an den Wochenenden weder den Maschinen noch den Menschen noch ihnen selbst etwas passiert, ist ihnen Aufgabe genug.

So gleichen die Freizeitpark-Benutzer in ihrem Vergnügungs-Masochismus nicht wenig dem Verhalten von Video-Fans. Diese glauben auch, wenn sie »Krieg der Sterne« oder »Spiel mir das Lied vom Tod« oder was auch immer als schlechte Kopie anschauen, sie würden den Film sehen. Und da sie etwa zu viert nur fünf Mark Leihgebühr zu zahlen brauchen, gucken sie vor lauter Freude, Geld gespart zu haben, gleich drei Filme dreimal hintereinander an. Suchen sich die Videotheken mit immer niedrigeren Preisen gleichzeitig zu unter- und zu überbieten, so protzen die Freizeitparks mit Superlativen: »Europas höchste Wildwasserbahn«, ein Fallschirm-Turm für einen »freien Fall« aus 28 Metern Höhe, »die größte Attraktion weit und breit«.

Die Sensationen werden immer sensationeller und gleichzeitig immer risikoloser - Freizeitparks eignen sich schlecht als Trainingswiese für Survivalisten. Über die Knüller dieses Jahres schreibt das Branchenblatt »Amusement«:

»Unter dem Namen `Donnerfluß' hat auch der Rapid-Ride seinen Einzug in einen deutschen Freizeitpark gehalten. Der 'Donnerfluß, die neue Fahrtattraktion im Holiday-Park in Haßloch in der Pfalz ist damit eine der spannendsten und größten Fahrattraktionen, die es in der Bundesrepublik gibt. Bauzeit: ein Jahr. Investitionen: 7 Millionen Mark. (..) Auf einer Strecke von rund einem halben Kilometer rast das Wasser mit einer Geschwindigkeit von über 330 Metern in der Sekunde abwärts, bei einem Gefälle von 2,50 Meter. Für den Bau des Wasserlaufs mußten 25.000 Kubikmeter Erde bewegt werden, Tausende Kubikmeter wurden aufgeschüttet. Diese zusätzliche Erde stammt aus dem Holiday-Park-See, der für die Saison 1983 erbaut wurde. Vier gewaltige Pumpen lieferte für diese Anlage die Frankenthaler Firma Klein, Schnazlin & Becker AG. Die Spezialkonstruktion befördert in der Minute 305 Kubikmeter Wasser 3,30 Meterhoch, damit der Wildwassereffekt entsteht. «

Wohl meinend, daß all die Effekte und Attraktionen noch verstärkt werden könnten, wenn man sie auch noch richtig erklärt, finden sich fast immer bei den Anlagen Informationstafeln mit üppigen Angaben: Länge der Zugseile, Antriebsleistung der Drehplattform, Mindestdruckkraft des Seiles und was der Angaben mehr sind, an denen vorrangig nur die Technischen Überwachungsvereine interessiert sein dürften. Aber Wissensvermittlung gehört offenbar mit zum Spaß:

»Nach dem Motto 'Begehen Sie das größte Herz der Welt' hat der 'Traumland-Park' in Bottrop-Kirchhellen einen neuen Anziehungspunkt für Schulen eingerichtet. Naturgetreu wurde unter wissenschaftlicher Anleitung eines Herzchirurgen das Herz des Menschen gebaut (..) Durch die Arterie erreicht man die Herzklappe, und es eröffnet sich ein wunderbarer Blick in die Schönheit der Herzkammer.«

Derartige Schönheit in reichlich vergrößertem Maßstab steht dann auch nur noch in Konkurrenz zu den in allen Parks vorhandenen lebenden Tieren:

» Wer die Welt der Tiere liebt, / sie streichelt und ihnen Futter gibt, / freut sich mit Hühnern, Ziegen, Schaf und Schwein, / im 'Kinder-Bauernhof' zu sein. «

Wo so widerborstige Verse geschmiedet werden, kann es den Tieren auch nicht besonders gut gehen. Geht es ihnen auch nicht. Gerade weil die Kinder mit Anfeuerungsrufen auf sie gehetzt werden:

»Hier dürft Ihr selbst der Bauer sein, der sich um seine Tiere kümmert. Viele Tiere warten bereits auf der 'Streichelwiese' - dem Treffpunkt für die kleinen und kleinsten Besucher, die gerne Tiere kennenlernen und streicheln wollen. Niedliche Zwergaffen, Kälbchen und junge Schweinchen erwarten Euch und wollen gefüttert werden. Lustige Zwergziegen, winzige Schäfchen, Kaninchen, Meerschweinchen und Esel lassen sich von Euch gerne verwöhnen. Das Futter steht für Euch schon bereit. «

Das ist kein Verschreiber. Hier, in den Freizeitparks werden alle zur gleichen Zeit mit dem gleichen abgefüttert: Kälbchen, Schäfchen, Schweinchen, Kleinste, Kleine, Kinder, Jugendliche, Mütter, Väter, Großmütter, Großväter und wer sonst noch alles aus den unterschiedlichsten Gründen gezwungen sein könnte, einen derartigen Park zu besuchen:

»Für Schulausflüge ist der Freizeitpark natürlich ein lohnendes Ziel. Lehrer und Lehrerinnen erholen sich mit ihren Schützlingen, die sich hier so richtig austoben können, und zwar unter der Aufsicht qualifizierter Parkmitarbeiter. «

Erholen und austoben zugleich. Für zehn Mark ist man dabei.

Konkret 09/84, S. 80

Ralph Quinke

Zwei Fäuste für Hanns Eisler

Musik zum Mitklatschen hat Heiner Goebbels nie gemacht. Respektlos zerfetzte er die Lieder von Hanns Eisler, tutete mit dem »Sogenannten Linksradikalen Blasorchester« gegen den Bauzaun von Brokdorf an und mixte Elektronisches für Theater und Film. Mit dem Avantgarde-Rock-Quartett »Cassiber« geht er diesen Monat auf Tournee. Ralph Quinke hat den genialen Dilettanten der neuen deutschen Musikszene besucht

Als während einer der ersten großen Friedensdemonstrationen in Bonn rund 20 Leute leere Ölfässer vor sich herrollten, auf die sie mit dicken Holzknüppeln eindroschen, stellten sich ihnen andere Demonstranten in den Weg und versuchten, das lärmende Treiben zu verhindern. Inszeniert hatte dieses phonstarke Spektakel der Frankfurter Musiker Heiner Goebbels.

»Krach ist Krieg«, bekamen die Blechtrommler vom Main zu hören, »Krach ist Zerstörung«. Und wer das Recht haben will, auf Demonstrationen und Konzertbühnen für den Frieden zu spielen, hat keine destruktive, sondern optimistische Musik zu machen, gefälligst. Musik für den netten Öko-Freak aus dem Badischen, den lieben linken Lehrer von der WG aus Hamburg-Eppendorf, die christlich engagierte Hausfrau aus dem Ruhrgebiet. Musik wie Bap oder bots, Baez oder Wecker.

Mit dieser Art von Friedensgebimmel hat Heiner Goebbels - ein für allemal: mit *dem* Goebbels ist er nicht verwandt und nicht verschwägert - wenig am Hut. »Meine Musik«, sagt er, »ist eine bewußte Attacke auf die Ästhetik von Friedenskultur. Friedenskultur heute wird verwechselt mit Langeweile und Harmlosigkeit. Nur keinem wehtun. Diese Kultur geht nicht um mit den wirklichen Dimensionen von Gefühlen und Zuständen. Sie hat einen besänftigenden, einen einlullenden Gestus.«

Goebbels Biographie ist eher durchschnittlich: Klavierunterricht im Alter von fünf Jahren, später kommt das Cello dazu. Als Schüler spielt er in verschiedenen Bands zunächst Beatles-Songs, dann auch eigene Stücke. Anfang der 70er Jahre, als er aus dem pfälzischen Landau nach Frankfurt kommt, macht er Rockjazz und spielt mit »Tommy dem Geiger« Politsongs auf der Straße. Während seines Soziologie- und Schulmusik-Studiums entdeckt er Hanns Eisler und findet so den Schlüssel, wie zusammenzubringen ist, was ihm bis dahin unvereinbar scheint: Musik und Politik. Die Politisierung der Musik und die Musikalisierung der Politik werden von da an die Leitgedanken der ästhetischen Produktion Goebbels'.

Als er eine Zeitlang den Frankfurter Liedermacher Lerryn alias Doktor Dieter Dehm begleitet, beginnt er, die Lieder von Eisler zu lieben. Aber gleichzeitig entsetzt ihn Lerryns Art, sie zu singen. Bald zieht er aus diesem Frust die Konsequenzen und fängt an, Eisler auf seine Weise zu beerben und zu bearbeiten: Er wendet dessen Methode auf ihn selbst an: Als Zitat, als Rohling benutzt er die Lieder, aus denen er etwas Neues, Frisches, Widersprüchliches formen kann. »Das Solidaritätslied mit viel Krach und in einem Affentempo runterziehen« - das war seine Idee der Eislerschen Aneignung Eislers damals.

Heiner Goebbels tut sich um die Mitte der 70er Jahre mit dem ebenfalls in Frankfurt lebenden Saxophonisten Alfred Harth zusammen, und im Duo machen sich die beiden vor allem über solche Lieder her, die an die Erfahrungen der Hörer anknüpfen, wie »Vorwärts und nicht vergessen«, »Großvater Stöffel« oder das Lied von der haltbaren Graugans. Die Hörerfahrungen werden gebrochen, indem Goebbels/Harth die bekannten Themen zerlegen oder zertrümmern, sie umkrempeln und neu wieder zusammensetzen. Manchen Liedern nehmen sie dadurch das Pathos; »Sieg im Volkslied« heißt eine Eigenkomposition auf der ersten Platte von Goebbels/Harth. Hanns Eisler und Heiner Goebbels grüßen alle K-Gruppen!

Nach fast zehn Jahren der Zusammenarbeit existiert das Duo immer noch, alle paar Monate geben die beiden sporadisch Konzerte, doch die Kompositionen von Eisler spielen jetzt nur noch eine Nebenrolle. »Aber was mir auch heute noch wichtig ist«, sagt Heiner Goebbels, »ist Eislers Methode: Er hat immer Material bearbeitet, das auf Bekanntes, Vertrautes zurückgeht, aber er hat es bearbeitet auf der Höhe der kompositorischen Möglichkeiten, die gesellschaftlich erreicht sind. Eislers Haltung - wie er selber musiziert hat - unterschied sich bedeutend von der, wie er meistens musiziert *wurde.* Man erzählt sich, daß Eisler früher in Kneipen Ernst Busch mit der blanken Faust begleitet habe, einfach, damit es laut und kräftig genug war. Darauf spielt auch der Titel unserer ersten Platte 'Vier Fäuste für Hanns Eisler' an.«

Was Goebbels auch anfaßt als Komponist, als Musiker - die reinen Ästheten, die Musik um der Schönheit harmonischer Tonfolgen willen hören wollen, sind immer verschreckt. Ihm geht Unfertigkeit über Perfektion, Rauheit über Glätte, Dilettantismus ist ihm sympathischer als Virtuosität. »Die Phantasie muß Raum haben, sich zu entfalten«, sagt er, »deswegen arbeite ich auch lieber mit Laien als mit Berufsmusikern, -schauspielern oder -Sprechern.«

Hauptsächlich aus Laien, aus »Dilettanten« setzte sich das 1976 von Heiner Goebbels mitbegründete »Sogenannte Linksradikale Blasorchester« zusammen. Entstanden aus der (naiven) Hoffnung, kulturell unmittelbar ins politische Tagesgeschehen eingreifen zu können, tutete und blies das mehr als 20köpfige mobile Orchester aus dem Dunstkreis der Frankfurter Sponti-Szene in Brokdorf und Gorleben, für Hausbesetzer und Hungerstreikende. Ausgefeilte handwerkliche

Fähigkeiten im Umgang mit den Instrumenten bedeuteten hier kaum etwas, die musikalische Tradition wurde nur dort ernstgenommen, wo sie sich relativ unkompliziert ins anarchische Klangbild des Orchesters einarbeiten ließ, zum ausgiebigen Oben hatten die wenigsten Lust. Der Spaß am Musikmachen wurde ganz groß geschrieben. Das Blasorchester war einer der ersten Versuche von Heiner Goebbels, »der Musik ihre Beliebigkeit zu nehmen und sie mit außermusikalischen Inhalten zu konfrontieren«. Unter anderem organisatorische Probleme und die Angst, in den bürgerlichen Kulturbetrieb integriert zu werden, führten zur Auflösung des Orchesters Anfang 1981. Hauptgrund des Splits aber war die (späte) Erkenntnis der Ohnmacht, daß mit Blasmusik keine Bauzäune einzureißen sind. Und auf der Suche nach neuen ästhetischen Ausdrucksmitteln, die mehr politische Wirkung versprochen hätten, war man nicht fündig geworden. Natürlich nicht.

Um überhaupt arbeiten zu können, braucht Heiner Goebbels konkrete Aufgabenstellungen, Anlässe, die Ideen in ihm aktivieren: Demonstrationen oder Krisensituationen beispielsweise. Oder aber auch zufällig entdeckte Geräusche, Töne des Alltags, aufgeschnappte Interview- oder Sprachschnipsel, die seine Phantasie anregen und ihn komponieren lassen. »Wenn mir einer sagen würde: Schreib mal eine Sinfonie! würde ich sicherlich ein halbes Jahr dasitzen, bevor mir etwas einfiele.« Konkrete Aufgabenstellungen erhält Heiner Goebbels in einem Bereich, der einen Großteil seiner derzeitigen Tätigkeit ausmacht: Seit 1975 schrieb er mehr als 20 Theater- und Filmmusiken, für Inszenierungen von Palitzsch, Peymann, Neuenfels und anderen. Hier ist Goebbels der Dilettant unter Profis: Selten weiß er mehr über ein Stück oder eine literarische Filmvorlage als das, was ihm der Rohschnitt auf Videoband zeigt. Als er Hans Neuenfels' Fernsehinszenierung von Kleists Tragödie »Die Familie Schroffenstein« vertonte, hatte er nicht einen Satz von oder über Kleist gelesen. Er vertraute auf den Augenblick, auf seine eigenen spontanen Assoziationen, die er in Musik umsetzt. Oft greift Goebbels auf Geräusche oder Ton-Collagen zurück, die er schon in anderen Zusammenhängen verwendet oder fürs Archiv produziert hat. Und oft passen die Musiken, als seien sie extra für diese oder jene Szenenfolge komponiert.

Auch Heiner Goebbels' beeindruckendste, weil beklemmendste Ton-Collage, »Berlin, Q-Damm 12.4.8 1 « - sie schnürt den Hals zusammen, macht Angst und Wut -, auch diese fast hörspielartige Komposition geht zurück auf ein konkretes Ereignis: Berliner Journalisten hatten an jenem Apriltag mit dem Cassettenrecorder aufgezeichnet, wie ein Demonstrant, der zuvor eine Glasscheibe am Kurfürstendamm zertrümmert hatte, von Polizisten in Zivil mit einer Pistole bedroht wird. Goebbels hat diese Originaltöne bearbeitet, und durch diese Bearbeitung gewinnen sie ihre Bedrohlichkeit: Das scharfe Geräusch von zersplitterndem Glas, Satzfragmente wie »Ick schieße, ick mach' kein' Spaß« oder »Haut mich hier raus hier«, penetrant wiederholt und gebrochen durch synthetisch kalte, maschinengewehrartige Klänge, beängstigend anschwellende wabernde Sounds, spitze Schreie, erzählen von den Erfahrungen mit staatlicher Gewalt. Eine Musik wie Weglaufen vor Polizeiknüppeln, aber nur, um in sicherer Entfernung den Pflasterstein aufzuheben und zurückzuwerfen.

Daß die alten Lieder keine Gültigkeit mehr besitzen, der alte ästhetische Ausdruck nicht mehr taugt unter den neuen Bedingungen, demonstriert er in einem gemeinsamen Werk mit dem Sänger Walter Mossmann: Der hat über den Tod seines Freundes, des Arztes Tonio Pflaum, in Nicaragua ein »unruhiges Requiem« geschrieben und es Goebbels zur Bearbeitung gegeben. Aus der zwanzigminütigen getragenen Ballade machte Goebbels ein nervenaufreibendes Hörspiel - gebrochen und widersprüchlich wie alle seine Kompositionen. Am Ende des Requiems zerfetzt Geschützdonner aus Goebbels Synthesizer einen wunderschönen Song des uruguayischen Liedermachers Daniel Viglietti.

»Cassiber« heißt ein seit zwei Jahren existierendes Quartett, in dem Heiner Goebbels seine bisherigen Erfahrungen gebündelt verarbeiten und anbringen kann. Cassiber (mit Alfred Harth, Christoph Anders und Chris Cutler) vereint in sich die Vitalität der verschiedensten neuen Wellen und Moden der Rockmusik mit der improvisierten Freizügigkeit des Jazz. Vorgefundene und auf Cassette gespeicherte oder auf der Bühne produzierte Geräusche werden versetzt mit O-Tönen und Gesangssplittern, triviale Schlager wechseln sich ab mit brutalem Krach. Nur nicht den Erwartungen entsprechen, irritieren, wann immer es geht, heißt das Credo des Heiner Goebbels. Mit Cassiber ist er seinem angestrebten Ziel näher denn je: »Wenn man für irgendein ästhetisches Problem eine Lösung gefunden zu haben scheint, ist gerade die wieder umzudrehen. Dann wird ein Musikstück vielleicht spannend genug, um auch mehrmaliges Hören auszuhalten.«

Heiner Goebbels/Alfred Harth: Vier Fäuste für Hanns Eisler (FMP-SAJ-08);

Sogenanntes Linksradikales Blasorchester: Mit gelben Birnen (Trikont US 63)

Walter Mossmann/Heiner Goebbels: Unruhiges Requiem (Trikont US 113)

Goebbels/Harth/Dagmar Krause/Ernst Stötzner: Zeit wird knapp (Brecht-Vertonungen) (Zweitausendeins-Versand 28022)

Cassiber: Man or Monkey (riskant 4005); The Beauty and the Beast (riskant 4010)

Konkret 09/84, S. 82

Notizen

Ewig aktuell

Wir sollten versuchen, KONKRET »ein wenig aus der Alles-Scheiße-Haltung rauszubringen«, schreibt uns Publizist und Leser Roman R. Landau aus Hamburg. Sein Wort in Gottes Ohr. Aber der, leider seiner, macht sich rar, was das Positive angeht. Nur ein einziges Mal hat in L. A. ein Boxer der US-amerikanischen »Operation Gold« richtig was auf die Nase gekriegt. Und wenn ein Tornado abstürzt, dann bestimmt auf das falsche Haus. Sternstunden gibt es, wenn in Neapel die Erde sich auftut und einen Spekulanten verschlingt. Aber selbst »Titanic«, die mal die Freude unseres Alters war, ist nun halt auch nur noch »Titanic«.

Zeiten sind das, wo einem sogar die Schadenfreude vergällt würde, gäbe es nicht den Quell immerwährenden reinen Spaßes, »Bilds« stets besorgte Tante, die »Zeit«. »Amerika«, schreibt da im Leitartikel von Nr. 33/39 ein Aloys Behler zu Olympia, »hat sich dieser Spiele mit schier erdrückender Zuwendung bemächtigt«. Warum? »Nicht aus nationalem Übermut, sondern weil sie einfach unbändig viel Spaß hatten«. Im übrigen: »Nicht Nationalismus, wie es vordergründig scheint, nicht Kommerzialisierung, nicht Politisierung... ist das eigentliche Thema (der Spiele gewesen) - das wahre Thema, unerschöpflich und ewig aktuell, ist der Mensch.« Und der soll schließlich, mit Jürgen von Manger zu reden, auch Mensch bleiben.

Fritten für Fuzzis

Dies ewige Tralala ums Essen. Und dann diese unsäglichen kochenden Männer. Als ob es nicht längst selbstverständlich sein müßte, daß ein Mann jederzeit auch eine Familie bekochen kann. Aber da können sich, jeden Tag, Millionen Hausfrauen was Neues einfallen lassen - und wenn dann Herr Grass oder Simmels Thomas Lieven sich die Schürze umbinden: Hrrr, wie sinnlich! - Ein knurrender Magen ist sinnlich. Das ist es. Und wenn es dann noch schmeckt, gut. Und wenn es nicht schmeckt, dann doch, bitte, so billig wie möglich. Aber unsere »linke« Szene mampft eben jeden Dreck in sich rein, und zu stolzen Preisen, Hauptsache, es ist italienisch. Oder griechisch. Da bot vor Jahren ein ganz Tollkühner in Hamburg-Eppendorf einen himmlischen Steckrübeneintopf. Von wegen. Volles Haus hatte erst sein Nachfolger, ein Portugiese. Bei dem Öl, das er benutzte, wurde zwar anschließend, daheim, garantiert die Brille nicht mehr kalt. Aber was soll's! Pommes frites und Verhüterli-Ringe, die als »Meeresfrüchte« angeboten werden, Parma-Schinken aus Zellulose mit Mango-Matsch aus der Dose, Krautsalat, wie ihn die Oma in Emsdetten in den Semesterferien gar nicht erst aufzutischen wagen würde, dazu die unvermeidliche Frascati- und Domestica-Chemie, - und schon steht ganz Fuzzi-Land Kopf. Und dann lästern über »Riesenbockwurst« in Cattolica!

Der Fünfundzwanzig-Grad-im-Schatten-Klassiker

Von Gerd Fuchs

Er spricht noch aus dem Grabe: Doch nicht mit Werken wie »Papa Hamlet« oder »Die Familie Selicke«, wofür er in die Literaturgeschichte als Haupt-Vertreter des deutschen Naturalismus einging, sondern mit einem Lebensbericht in Versen, der zum Witzigsten der deutschsprachigen Literatur zählt. 1904 träumte sich Arno Holz mit »Des Schäfers Dafnis Freß, Sauff- und Venusliedern« in kräftigere barocke Zeiten zurück. Natürlich unter dem Vorwand der Parodie. Doch indem er das ungewaschene Maul seines Dafnis die gestelzte Kunstsprache der Schäferlyrik des 17. Jahrhunderts sprechen läßt, bringt er bäurischen Wirklichkeitssinn und eskapistische Idylle, gargantueske Lebensfreude und protestantische Frömmelei derart zum Zusammenstoß, daß markerschütternd komische, gelegentlich rabelaishafte Effekte entstehen.

Rabelais scheint denn auch der geheime Inspirator der Dafnis-Lieder gewesen zu sein. Von ihm spricht Dafnis mit höchster Bewunderung: »Der gelährteste Franzose. Er hat von seinem grossen Riesen GARGANTUA (besihe dihsen) ein so lustiges Buch geschrihben/daß sich alle Welt bukklicht gelacht hat«. Weswegen sein »Leben des Gargantua« gleich mitempfohlen sei. Und zwar nicht nur wegen der unsterblichen Beschreibung der vierundzwanzig Arten, sich den Arsch zu wischen, oder »Wie Gargantua sechs Pilger im Salat aß«, sondern auch jenes Kapitels wegen, das überschrieben ist »Wie der Thelemiten Lebensart reguliert war«: »Ihr ganzes Leben ward nicht geführt nach Satzung, Regel noch Statuten, sondern nach eigner freier Wahl. Stunden vom Bett auf, wann ihnen gut schien; tranken, aßen, arbeiteten, schliefen, wann sie dazu das Verlangen ankam. Keiner weckte sie, keiner zwang sie, weder zum Trinken noch zum Essen, noch sonst etwas.«

Dafnis lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert. Piper Verlag 1979, 273 Seiten, 34 Mark

Spitzenleistungen für die kleine plebejische Elite

»Düsseldorfer DEBATTE« heißt die neue Monatszeitschrift, und wer das Recht auf Dummheit für sich beansprucht, nur weil er »Basis« ist, ist bei ihr schlecht bedient. An SPD-Kultur, realexistierenden Sozialismus und alternative »Real«-Politik hat sie Fragen. Die Krise des Marxismus beschreibt sie als Phänomen enttäuschter Gewißheit. Die Bourgeoisie, solange sie existiert, interessiert sie brennend. Und nichts ist für »DEBATTE« mehr out als die »Szene«.

Unzeitgemäß bis auf die Knochen nimmt sie sich im Ernstfall heraus, Sloeterdijk für einen holländischen Kraulschwimmer und die neuen französischen Philosophen für eine provençalische Gewürzmischung zu halten. Wer dazugehören will, darf »DEBATTE« kaufen. Nur beeilen muß er sich. Es gibt nur wenige Exemplare.

»Düsseldorfer DEBATTE« Hrsg.: Michel Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann. Karl-Anton-Straße 16, 4 Düsseldorf 1

Und weil auch wir an Richard Wagner mit Oscar Wilde schätzen, daß man sich bei seiner Musik so schön unterhalten kann: Nicht vergessen, am 16. und 17. September spielen im Foyer der Deutschen Oper Berlin die Laien-Profis vom »Bayreuther Theater am Schützenhaus«: »Der Ring des Liebesjungen.«

Neues von Lukanga Mukara

Kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges begann der Afrikareisende Hans Paasche seine »Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins Innerste Deutschland« zu schreiben, als dessen Herausgeber er dann fingierte. Nur ungern ließ sich vor einigen Jahren die Szene diese Zivilisationskritik eines »Wilden« als Werk eines Weißen enttarnen. Paasche, Kolonialismuskritiker, Kapitänleutnant bis 1916 und Pazifist, wurde 1920 von rechtsradikalen Soldaten ermordet. Den »Lukanga Mukara« gibt es jetzt, neuaufgelegt, nebst einem umfangreichen Dokumentationsteil, im Donat & Temmen Verlag, Bremen.

Prästabilierte Harmonie

»Eine Hamburger Karriere: glatt, gradlinig, geräuschlos: Hellmut Kruse promovierte über die Todessehnsucht deutscher Dichter - und wurde einer der erfolgreichsten hanseatischen Kaufleute.« *»Welt am Sonntag«, 5.8.84*

Konkret 09/84, S. 84

Erwin Keusch

Film: Der Hunsrück als Mitte der Welt

Fünfeinhalb Jahre arbeitete Regisseur Edgar Reitz an seinem neuen Film »Heimat«. Es entstand eine dörfliche Familienchronik, die - ganz ohne Tümelei - sechs Jahrzehnte deutscher Geschichte widerspiegelt. Ab 16. September kommt das Opus in elf Teilen ins Fernsehen

Edgar Reitz erzählt in »Heimat« fast sechzehn Stunden lang über die (fiktive) Hunsrücker Sippe Simon. Das ist, auf 63 Jahre (1919-1982) Leben und Geschichte bezogen, schmerzlich kurz. Denn Reitz (und sein Co-Autor Peter Steinbach) erzählen mit einer im neueren deutschen Film bisher einmaligen Meisterschaft. Gern hätte ich potentielle Zuschauer mit meiner Begeisterung angesteckt. Aber wo und wie anfangen bei einer solchen Fülle von Kreativität, Witz und menschlicher Wärme in diesem Epos?

In der Schmiede seines Vaters setzt Paul Simon 1928 den Hut auf: »Ich geh mal ein Bier trinken.« Aber er geht am Gasthaus vorbei - weiter bis nach Amerika. Bis 1939 gilt er als verschollen. Da kündigt er seinen Besuch an, unter dem von der Familie bestaunten Briefkopf »Simon Electric Inc., Detroit, USA, Post-Box.« Aber als er in Hamburg ankommt, darf Paul nicht vom Schiff. Der Name Simon klingt verdächtig, ihm fehlt der Ariernachweis. Maria, seine verlassene Frau, die wegen Pauls Rückkehr voreilig ihren Geliebten verlassen hat, und ihr ältester Sohn können ihm nur aus weiter Ferne zuwinken. Das Schiff muß weiter, der Krieg bricht aus, und Paul Simon wird die Seinen erst 1946 besuchen, begleitet von einem schwarzen Chauffeur und in der sentimentalen Hoffnung, daß sich zu Hause nichts verändert hat. 18 Jahre oder etwa 6 1/2 Filmstunden sind vergangen.

1943: der 20jährige Sohn von Maria und Paul, Anton (»das Antonsche«), ist Kamera-Assistent bei der Wochenschau an der Ostfront. Eine Erschießung von Partisanen, die schon mit erhobenen Händen vor der Grube stehen, will der Regisseur, ein Hauptmann, mit dem 85-mm-Objektiv drehen. Doch das klemmt. Anton soll es reparieren, während man sich zur Not mit dem 35-mm-Objektiv behilft. Anton, hinten am Kamerawagen, erschrickt bei jeder Salve so sehr, daß ihm die winzigen Schräubchen der Objektivringe immer wieder vom Schraubenzieher fallen.

Kurz vorher hat Anton, gefilmt von seinen Kameraden, per Ferntrauung die Hamburgerin Martha geheiratet, die mit der ganzen zu Hause gebliebenen Verwandtschaft ums Telefon versammelt ist. Glücklich sagt Martha ihrem Geliebten, sie trage »das blaue Kleid«. Da braust Ernst (»das Ernstsche«), der jüngere Bruder, der Flieger werden will, mit einem Übungsflugzeug übers Elternhaus und wirft für die Braut einen Strauß roter Nelken ab, und der Fall dieser Blumen ist, im Gegensatz zu den übrigen Einstellungen der Szene, in Farbe.

Episoden eines Lebens, eines Drehbuchs voll Poesie, Humor und lakonischem Geschichtsbewußtsein, in dem es nichts zu geben scheint, das Reitz nicht lebhaft und präzis zu inszenieren verstünde. Sogar die Requisiten spielen so mit, wie das in keinem Studio-Ausstattungsfilm denkbar wäre. Nirgends sind Dialekt und Originalschauplatz bloß Staffage oder Kolorit. Der Hunsrücker Dialekt zumal, voll von Zwischentönen, von eigenen nur ungenau zu übersetzenden Wortschöpfungen. Die eigentümlichen mundartlichen Bezeichnungen einheimischer Gerichte: Wenn sonst Namen Schall und Rauch sind, hier sind sie Geschmack und Geruch.

Zwei Klippen sind es vor allem, die Reitz mit Bravour umschifft: Das naturalistische Nacherzählen und die Verlockungen von Sentimentalität und Nostalgie. Zwar erzählt er uns (fast) alles vom Weggehen und Wiederkehren, von Fernweh und Heimweh, aber auch vom Bleiben in der Heimat, das sich behauptet gegen die ständig neuen (alten) Zeiten und Moden (und mit ihnen). Aber er tut das aus einer zugleich anteilnehmenden und analytischen Haltung heraus: Als einer, der selbst (von dort) »weggegangen« ist, hat er den »Moloch« Heimat durchschaut.

Wie etwa das aufkommende NS-Gedankengut in das abgeschiedene (fiktive) Schabbach einsickert, wie die falschen Hoffnungen auf eine neue Zeit sich wie Geschwüre ausbreiten in Menschen, die wir kurz zuvor erst liebgewonnen haben, das ist ohne alle Pädagogik, aber auch ohne je zu verharmlosen oder gar zu veralbern, ins Bild gesetzt. Deutlich wird das Universelle, das Exemplarische an diesem winzigen Stück Heimat. Und wenn die Schabbacher, die exakt auf halbem Weg zwischen Paris und Berlin beheimatet sind, sich manchmal schmunzelnd, manchmal in dörflichem Stolz tatsächlich als Mitte der Welt begreifen, so heißt das - in einem den ganzen Film durchziehenden paradoxen Doppelsinn - auch: Solange es uns gibt, »solange gibt es einen Maßstab auf der Welt, solange gibt es Qualität«.

Nicht übrigens, daß Nostalgie und Sentimentalität nicht thematisiert würden am Beispiel der Heimkehrer etwa, die aus dem Krieg kommen oder mit ihrem in der Fremde erworbenen Reichtum protzen. Sie sehen es wie Paul gerne, wenn der Haustürschlüssel noch im selben Versteck liegt wie vor 18 Jahren, denn das heißt für sie, daß sich in der Heimat nichts verändert hat.

Tatsächlich gibt es im Leben von Maria Simon, die 82 Jahre aus Schabbach nicht herausgekommen ist, laufend einschneidende Veränderungen. Diese Daheimgebliebene steht gleichsam für Statik *und* Dynamik von Heimat, für deren

unendliche Geduld, alles Neue zu verkraften, alles Widersprüchliche zu vereinbaren. Maria (die großartige, noch relativ unbekannte Marita Breuder) lebt ständig im Angesicht des Verlusts. Ihr Mann verläßt sie und kehrt wieder als ein anderer. Die Söhne zieht es hinaus oder sie werden ihr fremd - wie ihr Jüngster, »das Hermännsche«, der ungewohnte, experimentelle Musik komponiert und sich sinnigerweise mit Paul, der gar nicht sein »Daddy« ist, am besten versteht. Dazu die vielen anderen, von denen Maria geliebt und geachtet wird, denen sie ein »lebender Kalender« war - und die sterben.

Es wird naturgemäß viel gestorben in 63 Jahren, und jedesmal verlieren auch wir, die Zuschauer einen Menschen (und einen Darsteller), den Reitz auch in seinen Schwächen mit heiterer Wärme ausgestattet hat. Und so mögen wir uns denn, angerührt von »einer Kunst, die weh tut« (Hermann), oftmals sentimentaler Rührung nicht erwehren können - oder ist es die Angst oder der Schmerz vor dem Unausweichlichen, der Kraft dieses Films selbst?

»Heimat« wird ab September in elf unterschiedlich langen Kapiteln im Fernsehen gezeigt. Reitz hat den Film im Auftrag von WDR und SFB produziert, die damit eine Art Wunder ermöglicht haben. Denn ein solcher Film, der alle Rahmen sprengt, kann nur vom Fernsehen bezahlt werden. Ob sich jedoch zu Haus am Bildschirm, vor dem durchschnittlich 1,6 Zuschauer sitzen, ein ebenso unvergeßliches Erlebnis einstellt wie bei der Uraufführung - das kann man allen Zuschauern nur wünschen.

Konkret 09/84, S. 86

Peter Schütt, Ngugi wa Thiongo

... und zuletzt nahmen sie und die Sprache

Der Kenianer Ngugi wa Thiongo gilt als einer der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller Afrikas. Seine Romane aus dem kenianischen Befreiungskampf »Weep Not Child«, »The Grain of Wheat« (deutsch: »Freiheit mit gesenktem Haupt«) und »Petals of Blood« (deutsch: »Verbrannte Blüten«) wurden in über dreißig Sprachen übersetzt. Seine Theaterstücke aus dem Alltag der Unterdrückung und des Widerstandes werden von Laiengruppen in Ostafrika ebenso aufgeführt wie auf den Bühnen der Metropolen in der »ersten« und »zweiten« Welt. Seine politischen Essays (zuletzt »Barrel of a Pen«, 1983) setzen sich mit den aktuellen Problemen Afrikas auseinander und untersuchen, welche Art Gegenwehr gegen die kulturelle Entmündigung durch westlichen Neokolonialismus möglich ist. Sein erster Roman »Der Fluß dazwischen« erscheint eben im Weismann-Verlag, München. Peter Schütt sprach für KONKRET mit Ngugi wa Thiongo

Ngugi wa Thiongo wurde 1938 Kenia geboren und besuchte dort zunächst eine Missionsschule, später eine unabhängige Schule der Kikuyus. Seit 1959 studierte er an der Makarere Universität in Uganda englische Sprache und Literatur und befaßte sich mit der modernen karibischen und afrikanischen Dichtung. 1967 bis 1969 hielt er sich in England und Westeuropa auf und beteiligte sich aktiv an der Studentenrevolte, an den Protesten gegen den Vietnamkrieg und an der Solidaritätsarbeit für die »Dritte Welt«. Zu Beginn der Siebzigerjahre ging Ngugi wa Thiongo endgültig nach Kenia zurück und legte dort seinen christlichen Namen »James« ab. Er beendete die »afro-europäische Phase« seiner Literaturproduktion und schrieb fortan vor allem sozialrealistische Theaterstücke in der Sprache seiner Heimat, in Kikuyu, Stücke, die er in ländlichen Gebieten zusammen mit Arbeitern und Bauern selbst inszeniert. Wegen seines massenwirksamen theater- und kulturpolitischen Engagements im Kamiriithu Community Education and Culture Centre wurde er 1977 verhaftet und verbrachte das folgende Jahr im Hochsicherheitstrakt des Regierungsgefängnisses. Weltweite Proteste erzwangen schließlich seine Freilassung. Der Rechtsputsch zwang Ngugi wa Thiongo, über Nacht das Land zu verlassen. Seither lebt er in London im Exil und betätigt sich im Solidaritätskomitee für die Freilassung politischer Gefangener in Kenia wie in der internationalen Friedensbewegung.

KONKRET. Vor hundert Jahren trafen sich in Berlin auf Einladung Bismarcks die Vertreter von 17 europäischen Staaten, um den afrikanischen Kontinent unter sich aufzuteilen. Für die Historiker und Politiker in Westeuropa ist die Phase des Kolonialismus mit der Erringung der nationalen Unabhängigkeit zu Beginn der Sechziger Jahre abgeschlossen. Wie sehen Sie die aktuelle Situation in Afrika? Ist die Kolonialzeit vorbei?

Ngugi wa Thiongo: Mein Leben war. und ist bestimmt von den Folgen dieser europäischen Gipfelkonferenz. Ich lernte in der Missionsschule, daß der liebe Gott ein weißer Mann war wie der englische König. Der Himmel war von lauter englischen und französischen Engeln bewohnt. Die Hölle war den schwarzen Afrikanern vorbehalten. Mit sieben Jahren sang ich den Choral »Wash me, Redeemer, and I shall be whiter than snow«. Ich hab bis heute zu kämpfen, um die Folgen dieser kolonial-missionarischen Gehirnwäsche loszuwerden. Auch damals wurde die Kolonialisierung Afrikas mit hehren Idealen bemäntelt. Von der »Unterdrückung des Sklavenhandels« war die Rede, von freiem Handel und der »Ausbreitung der Zivilisation«.

Heute geht es um Hilfe, Entwicklungshilfe, Hungerhilfe, Hilfe zur Selbsthilfe. Ich glaube, daß heute die höchste Stufe kolonialer Abhängigkeit Afrikas erreicht ist. Die ökonomische Ausbeutung ist gegenüber 1884 in der Intensität vertausendfacht, und die politische Kontrolle funktioniert mit Hilfe der einheimischen Eliten weit besser als vor hundert Jahren, als die Kolonialherren mit vielfältigen Widerstandsaktionen zu rechnen hatten. Aber das perfekteste Mittel neokolonialer Unterdrückung ist in meinen Augen die Überwachung und Fütterung der afrikanischen Gehirne durch den westlichen Kulturimperialismus.

KONKRET: Was bedeutet das in der Praxis?

Ngugi wa Thiongo: Vor kurzem sah ich in England einen Zombie-Film. Darin wurde ein Mensch betäubt. Ihm wurde die Schädeldecke geöffnet, sein Hirn wurde herausoperiert, und ihm wurde ein neues, ein Zombie-Gehirn eingesetzt. Genau dasselbe ist mit uns Afrikanern geschehen. Die Kolonialherren haben uns unser Bewußtsein gestohlen, unsere Identität, unser Selbstverständnis und uns stattdessen mit gebrauchten Ersatzteilen aus Europa versorgt. Wir wurden mit »Kultur« bedacht und wurden kulturell unterworfen und versklavt. In Rom, London, Paris, New York und Washington wird festgelegt, was bei uns in Afrika schön ist, gut und wahr, und was als häßlich gilt, schlecht und böse. Wir haben unsere eigenen Werte verloren. Sie sind uns geraubt worden wie die Kunstschätze, die aus allen Teilen Afrikas in die großen Museen der »freien Welt« verschleppt wurden. Unsere Geschichte wurde uns genommen, noch heute beginnt der Geschichtsunterricht bei uns mit Königin Elizabeth und mit den Männern aus Europa, die uns »entdeckt« haben, als hätte es uns vorher nicht gegeben. Unsere Namen wurden uns genommen. Heute heißen viele Leute in Kenia, Uganda und anderen ehemals englischen Kolonien Brown. Das ist ein klassischer Sklavenname, und wenn einer heute in Kenia Smith heißt, bedeutet das, daß seine Vorfahren Eigentum eines Mr. Smith waren.

Unsere Sprache wurde uns geraubt. Und das ist vielleicht das allerschlimmste, denn die Sprache eines Volkes ist sein Gedächtnis, sein Wissen, sein Weltbild, seine Geschichtserfahrung. Stattdessen durften wir Englisch lernen oder Französisch. Unsere eigenen Sprachen wurden auf die Stufe von Tierlauten herabgedrängt, sie galten als primitiv. Der wichtigste kulturelle Reichtum Afrikas besteht vielleicht in der enormen Vielfalt und Produktivität seiner Sprachen. Ich kenne im Kikuyu Hunderte von Worten, die meteorologische Vorgänge beschreiben, aber unser Wetterbericht kommt alle Tage auf Englisch und begnügt sich mit dürren Formeln, die keinem Bauern Auskunft über seine Arbeitsbedingungen geben. Durch die modernen Medien, durch Fernsehen, Film und Video, wird der sprachliche und kulturelle Enteignungsprozeß weiter intensiviert.

KONKRET. Ist dieser Untergang der Sprachen Afrikas nicht ein unvermeidlicher, unaufhaltsamer Prozeß? Ich sprach vor kurzem mit Chinua Achebe, Ihrem großen nigerianischen Kollegen. Er war, was das Sprachenproblem betraf, ausgesprochen pessimistisch und meinte, Afrika müsse über kurz oder lang den Weg Lateinamerikas gehen und die einheimischen Sprachen durch die Sprachen der Eroberer ersetzen.

Ngugi wa Thiongo: Ich teile diesen Pessimismus nicht. Ich habe ein ganz anderes Beispiel vor Augen - die Sowjetunion. Vor sechzig oder siebzig Jahren waren die meisten nichtrussischen Sprachen zum Aussterben verurteilt. Sie waren durchweg nicht schriftlich fixiert. Heute gibt es in der Sowjetunion über hundert verschiedene nationale Sprachen und Literaturen, darunter einige - wie das Kirgisische - von Weltrang. Man könnte auch das Russische selber als Beispiel nehmen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts sprachen die Eliten des zaristischen Rußland Französisch oder Deutsch, und nur die Bauern sprachen Russisch. Erst mit der Revolution haben sich die Dinge grundlegend verändert.

KONKRET. Eine andere Frage: Die Kolonialmacht, mit deren Kultur Sie sich am entschiedensten auseinandergesetzt haben, war ohne Frage England, daneben Frankreich. Sind Sie jemals mit deutscher Kultur konfrontiert worden?

Ngugi wa Thiongo: Wir sind heute in Hamburg, und ich muß sagen, daß ich mit der geografischen Lage und der ökonomischen Bedeutung dieser Stadt im Schulunterricht weit eher vertraut gemacht wurde als mit der Geografie meines Heimatlandes. Deutsche Geschichte und Kultur haben wir dreimal mehr vermittelt bekommen als kenianische Geschichte. Im Gefängnis war die Auswahl dessen, was ich lesen konnte, nicht sehr groß, und so las ich notgedrungen den ganzen »Zauberberg« von Thomas Mann. Der »Zauberberg« wurde mir schließlich zum Sinnbild der ganzen »Ersten Welt« und ihrer Kultur: eine Anhäufung erlesener Güter und Werte inmitten von Elend und Not.

In den letzten Jahren hab ich mich immer wieder mit der Kultur des anderen Deutschland befaßt, Marx hab ich gründlich gelesen, und ich habe Brecht studiert, vor allem seine Theaterpraxis, und ich habe eine Menge von ihm gelernt, auch wenn sich seine Erkenntnisse nicht schematisch auf Kenia übertragen lassen.

KONKRET: Kulturpolitisch grenzen Sie sich entschieden von Europa und den USA ab. Bedeutet das eine radikale Abkehr von Europa?

Ngugi wa Thiongo: Die internationale Solidarität ist für mich spätestens seit dem Vietnamkrieg unverzichtbar, und ich beziehe in diese Solidarität ausdrücklich das andere, nicht- oder antikoloniale Europa ein. Es gibt die sozialistischen Staaten in Osteuropa, und es gibt die wachsende Friedens- und Solidaritätsbewegung in den westlichen Ländern. Die Raketen, gegen die sie sich wenden, bedrohen den Frieden in der ganzen Welt, also auch in Afrika, und nicht wenige, die im Süden Europas stationiert sind, können ebenso auf Afrika abgefeuert werden. Die Völker Afrikas bezahlen die enormen Rüstungsausgaben in Europa mit Hungersnot und Massenelend, und ich bin froh, daß ich Gelegenheit hatte, auf einigen Friedensveranstaltungen in Westeuropa, auf diese Zusammenhänge hinzuweisen.

KONKRET. Ein Teil der Alternativbewegung in den westlichen Ländern neigt dazu, sich in die Länder der »Dritten Welt«, auch nach Afrika, zu flüchten. Wie sehen Sie die Dritte-Welt-Romantik?

Ngugi wa Thiongo: Manchmal rührend und manchmal peinlich. Es ist wahr, manche Leute haben neuerdings an Afrika einen Narren gefressen. Ich möchte fragen, was sie da eigentlich so abgöttisch lieben, und ich fühle mich manchmal an Tania Blixen erinnert, die dänische Schriftstellerin, die lange in Kenia gelebt hat und dieses Land und seine Menschen geradezu inbrünstig geliebt hat, aber eben mit derselben Liebe, mit der sie kleine Kinder und Tiere bedacht hat. Wenn ich einen Afrikaschwärmer treffe – und es gibt auch genug alte Kolonialbeamte, die »ihr Afrika« wehmütig lieben - dann frage ich: Welches Afrika meinst du? Oder jagst du nur deinem abendländischen Traum von der heilen Welt, von Urwald und Spontaneität, nach? Andererseits braucht Afrika heute jede erdenkliche Solidarität und kann es sich gar nicht leisten, jede ernstgemeinte Hilfsbemühung abzuweisen.

KONKRET: Was bedeutet das für Ihr Land, für Kenia?

Ngugi wa Thiongo: In Kenia herrscht ein neokolonialistisches Regime, das das Land den westlichen Monopolen und Militärs ausliefern möchte. In bezug auf amerikanische Waffen und Militärstützpunkte verhält sich die Regierung Moi bei uns ähnlich wie Ihr Kanzler Kohl, und ökonomisch erleben wir einen Ausverkauf unserer letzten Reichtümer an die

internationalen Konzerne. Das schlimmste ist die brutale Unterdrückung jeder politischen Opposition. Hunderte Regierungsgegner, vor allem Studenten, Intellektuelle und Wissenschaftler, sind ohne Urteil inhaftiert. Ich möchte die bundesdeutsche Solidaritätsbewegung vor allem bitten, sich bei der kenianischen Regierung in Nairobi für die unverzügliche Freilassung der Professoren Kamoji Wachira, Edward Oyugi und Maina wa Kinyatti einzusetzen. Sie werden seit 1982 ohne Anklage und Urteil festgehalten.

KONKRET: Sie leben seit 1982 im Exil in England. Müssen Sie deshalb notgedrungen auf Einmischungen in Ihrer Heimat verzichten und sich wieder allein auf Englisch ausdrücken?

Ngugi wa Thiongo: Ich richte mich nicht auf Dauer in London ein wie vielleicht andere afrikanische Schriftstellerkollegen. Ich habe nicht aufgehört, Stücke und Artikel auch auf Kikuyu zu schreiben und versuche, sie auch in Kenia selbst zur Aufführung zu bringen. Die Theaterarbeit, die ich mit angeregt habe, geht weiter, und die Regierung kann sie nicht verhindern, weil ihr Arm nicht überall hinreicht. Im übrigen waren die Versuche, unsere Theaterarbeit zu stoppen, schon fast so alt wie diese kulturelle Tätigkeit selber.

KONKRET: Warum fürchtet das Regime die Wirkung Ihrer Theaterstücke?

Ngugi wa Thiongo: Solange ich Romane schrieb, die in Europa veröffentlicht wurden und nur von den wenigsten Kenianern zur Kenntnis genommen werden konnten, konnte ich mir literarisch so ziemlich jede Radikalität erlauben. Aber wenn man ein revolutionärer Schriftsteller sein will, kommt es nicht nur auf den Text an. Man muß auch die Arbeits- und Wirkungsweise revolutionieren; man muß alles tun, um die Massen zu erreichen, auch wenn man dafür zahlen muß. Deshalb begann ich, statt auf Englisch meine Stücke auf Kikuyu zu schreiben, die Sprache der Arbeiter und Bauern in meiner Heimat. In meinen Stücken auf Kikuyu erinnere ich an die revolutionären Traditionen des antikolonialen Widerstandes, zum Beispiel an die Massenaktionen gegen die Landnahme und die Zwangsarbeit im Jahre 1922, aber auch an unseren nationalen Befreiungskampf, die Mau-Mau-Bewegung in den fünfziger Jahren. Vor der Erinnerung an diese Massenaktionen haben die neokolonialen Statthalter Angst, und darum tun sie alles, um sie in Vergessenheit geraten zu lassen. Aber es wird ihnen nicht gelingen; auch in Afrika geht der Kolonialismus irgendwann zu Ende.

Konkret 09/84, S. 90

Roman Ritter

Bücher: Drahteseleien eines Tierpräparators

Uwe Timm: Der Mann auf dem Hochrad, Kiepenheuer & Witsch 1984, 215 Seiten, 22 Mark

Das Hochradfahren war eine kippelige Angelegenheit. Zu schnelle Fahrt, vor allem bergab, scharfes Bremsen oder Kollisionen auch mit kleinen Hindernissen führten fast unweigerlich zum »Cropper«, dem Kopfsturz. Deshalb nannte man das Hochrad auch Headbreaker, deshalb wurde es bald vom Niederrad verdrängt, damals.»safety« genannt. Aber es muß ein wahrhaft erhebendes Fahrgefühl gewesen sein, kühn und aufrecht auf dem großen Rad zu sitzen, es bewegend und zugleich von ihm bewegt als ein eleganter Artist.

Wer, wie Uwe Timm, eine »Legende« schreibt und nicht einfach nur »Prosa«, besteigt, wenn das Bild gestattet ist, literarisch ein Hochrad. Wie leicht könnte das umkippen! Zum Beispiel in ein leise schnurrendes, amüsant-belangloses Märchengeplauder; es hätte ein Ausflug ins blaustichig Wunderbare und unendlich Beliebige daraus werden können oder eine schlingernde Fahrt ins tiefe Tal der sich mysteriös selbst zeugenden Geheimnisse, wo die Bedeutungen und Beschwörungen magisch wabern und wogen. Aber Timm hat einen solchen Kopfsturz vermieden, obwohl es Hindernisse genug zu nehmen gibt. Denn diese Legende ist keine bloße Kunstblume der Phantasie, sondern sie wurzelt in der Realität und Geschichte, auch kommen tatsächliche Menschen in ihr vor. Offensichtlich ist Uwe Timm kein Herrenfahrer.

Coburg (16.463 Einwohner, Residenz des Herzogs Ernst 11. von Sachsen-Coburg und Gotha) im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Der zugezogene Tierpräparator Franz Schröder erregt Aufsehen als dermoplastischer Neuerer. Seine ausgestopften Tiere wirken 1. lebendig, er zeigt die Vögel im Augenblick des Abflugs. Schröder liebt die Bewegung, und er braucht sie. Deshalb schwingt er sich selbst auf das erste Hochrad in Coburg, oder vielmehr, er versucht es - unter zeitweiligem Verlust der Würde in den Augen der feixenden Coburger und dem dauernden Verlust zweier Finger - solange, bis er oben bleibt und vorankommt. Für ihn ist das Hochrad weit mehr als ein Fortbewegungsmittel. Es ist ihm die Inkarnation des Fortschritts, der nun zum Fortfahren wird, aus der Enge heraus, grenzüberschreitend, den einzelnen befreiend von der feudalen Kutsche und dem festgelegten Schienenstrang. Mehr roch: Das Rad erweitert nicht nur buchstäblich den Horizont, es bildet auch die Sinne und fördert die Lust an der Wahrnehmung. Zugleich ist für Schröder die »Wunschmaschine« ein ästhetisches Ereignis: Der Schwerkraft nicht unterworfen, sondern sie spielerisch nutzend, geschwind und doch mühelos, Mut und eleganten Stil vereinend sind der Hochfahrer und sein Gefährt ein Sinnbild für Schönheit: »still und bewegt«. Die in Schwung gekommene Utopie.

Der Pionier Schröder macht Schule. Zu ihm gesellt sich der Lehrer Gutzkow, in Preußen - es ist die Zeit der Sozialistengesetze - mit Berufsverbot belegt. Als eines Tages Schröders sonst wenig hochfahrende Frau Anna vor den erstaunten bis entsetzten Augen der Coburger durch die Gassen kurvt, nicht etwa züchtig im Damensattel, sondern erhobenen Hauptes im syrischen Unterkleid (heute: Hosenrock), und anfänglich sogar dem Gatten die Fassung raubt, denn sie hat sich das Fahren heimlich und auf schmerzlose Weise selbst beigebracht - spätestens da erhitzen sich und widerstreiten die Gemüter in Coburg. Denn vielen gilt das Hochradfahren als Sünde wider die menschliche Natur und Erdenschwere, das ungebundene Herumrasen als ein Vorbote gesellschaftlicher Zersetzung. Andere fordern Bewegungsfreiheit, die auch die Gedanken beflügelt - oder den Umsatz. Pro und Contra gärt es quer durch Familien, Schichten, Klassen, mancher Abgrund tut sich auf, manche Schranke fällt. Selbst ein Freifräulein sucht seine innere Balance auf dem Hochrad, Schröder mit hilfreich ausgebreiteten Armen zur Seite wissend. Annas Freveltat, sich während eines Vortrags gegen das Radfahren öffentlich zu äußern, ja zu widersprechen, trifft die Männer ins Mark. Immerhin: In der »Gesellschaft zur Förderung des Radfahrens«, die der Obrigkeit äußerst verdächtig ist (Tarnorganisation?), tauchen zwei Arbeiter auf.

Franz Schröder aber kommt unter die Räder, nämlich die des Niederrads. Als er, der ein Jahr zuvor eine erste Wettfahrt noch gewonnen hatte, nun bei einer zweiten gegen das Niederrad nur noch unter ferner fährt, ist der Siegeszug des bodennahen Nutzfahrzeugs nicht mehr aufzuhalten. Nicht einmal Schröders Erfindung der selbsttätig lösenden Lenkstange zur Vermeidung des Kopfsturzes kann daran etwas ändern. Er bleibt auf den Hochrädern sitzen, die er verkaufen wollte, und steigt dennoch nicht aufs Niederrad um. Er, der altmodische Pionier, der doch den Coburgern in die Zukunft vorausgefahren war, will von seinem Inbild für Bewegung und Veränderung nicht lassen, ein Don Quijote des Hochrads, der in seiner komischen Besessenheit unterscheidet zwischen dem erhebenden Radfahren und dem beschränkten Pedaltreten des *Fahrradfahrens auf* dem Niederrad. Da sehen wir ihn fahren, stolz, still und schrullig. Wer weiß schon, daß Franz Schröder der Erfinder des Klammergepäckträgers ist?

Uwe Timm wußte es, denn Schröder war sein Großonkel Franz, den er als Kind noch kannte. Diskret flicht der Erzähler eigene Erinnerungen, Träume, Mutmaßungen ein in dieses witzig-erhellende, aber nicht angestrengte Spiel mit authentischem und fiktivem Material. Wo die phantastische Erfindung plausibel, das Verbürgte phantastisch ist, tritt die Frage nach Dichtung und Wahrheit zurück hinter der eigenartigen Überzeugungskraft der Literatur. Timm nimmt das

Hochrad nicht als Vehikel für Histörchen zum Amüsement des Lesers, sondern läßt der Erfindungskraft eines neugierigen Geschichtsbewußtseins Lauf. Auf dem Boden ausgreifender Recherchen entfaltet sich diese Familienlegende, die auch ein Stück Zeitgeschichte zwischen 1890 und 1945 ist, in viele Verästelungen von Episoden und Anekdoten, treibt eine Fülle von Figuren und phantastischen Einfällen aus im Licht einer freundlichen Aufmerksamkeit und Ironie. Was waren das für Zeiten, da der technische Fortschritt noch Befreiung aus Unmündigkeit und Beschränkung verhieß!

Konkret 09/84, S. 92

Barbara Dierse

Bücher: Legal, illegal, - shit-egal

Günter Amendt: Sucht Profit Sucht, Verlag Zweitausendeins 1984, 384 Seiten, 20 Mark

Drogen sind Waren, und das Drogenproblem ist ein Problem von Angebot und Nachfrage. Wer beherrscht den Markt, wer verdient an Produktion, Vertrieb und Verkauf? Günter Amendt hat das Thema Drogen erstmals unter diesen ökonomischen Gesichtspunkten behandelt und dabei nachgewiesen, wie eng die Entwicklung der Suchtmittel mit der Entwicklung des Kapitalismus verbunden ist. Amendt zeigt das Drogengeschäft auf internationaler Ebene wie auch auf der 'scene', beschreibt Ausbeutung der Bauern in den drogenanbauenden Ländern der Dritten Welt und die Ausweglosigkeit der Drogenabhängigen in den Großstädten der westlichen Welt. Er erläutert die Wirkungsweisen der verschiedenen Rauschmittel und Psychopharmaka und die Doppelmoral des Staates.

Mit seinem ökonomischen Ansatz liegt Amendt quer zur offiziellen Lehrmeinung. Die Mehrzahl der Mediziner, Psychologen und Soziologen, die sich auf das Gebiet der Suchterkrankungen spezialisiert haben, folgt der Definition der Weltgesundheitsorganisation WHO. Und nach der wird die Sucht nicht etwa durch die Droge verursacht, sondern durch eine bereits zu Beginn der Drogenkarriere vorliegende organische, seelische und soziale Störung der Persönlichkeit. Schuld hat also das Individuum. Fixiert auf den Drogenkonsumenten vernachlässigen die Wissenschaftler die süchtig-machende Potenz der Drogen und entlasten so diejenigen, die gerade daran verdienen.

Natürlich leugnet Amendt weder die subjektiven noch die sozialen Faktoren, die bei der Suchtentstehung eine Rolle spielen können, denn er war selber längere Zeit Drogentherapeut. Doch bietet er hier keine Drogenaufklärung - jedenfalls keine im üblichen Sinn. Er appelliert auch nicht ans Gefühl, zeigt keine Einzelschicksale, auch keine Bahnhof-Zoo-Romantik. Die 'scene' präsentiert sich in abgestumpfter Routine, öde, dreckig und ganz ohne Geheimnis.

Für die Psychologen erfüllen die Fixer wie andere Normabweichler eine wichtige gesellschaftliche Funktion. Sie haben die verdrängten orgiastischen Bedürfnisse der Normalbürger stellvertretend auszuleben. Umgekehrt erscheinen sie bei Amendt geradezu als Exponenten einer Gesellschaft, deren herrschende Norm sie mit tödlicher Perfektion erfüllen: permanent zu konsumieren. Sie sind also nicht Randgruppe, sondern begehrte Käuferschicht. Um diese liefert sich das internationale Drogenkapital einen erbitterten Konkurrenzkampf, wobei sich der Begriff 'Drogenkapital' keineswegs nur auf den illegalen Drogenhandel bezieht. Er schließt all jene Konzerne und Industrien ein, die ganz legal an Pillen und Pullen verdienen. Den 'Mafia-Mythos' überführt Amendt überzeugend am Beispiel der Alkoholprohibition in den USA, deren Aufhebung letztlich erfolgte, weil der Staat sich eine so unerschöpfliche Einnahmequelle nicht entgehen lassen konnte. So wurden aus Gangstersyndikaten ehrenwerte Aktiengesellschaften in der Alkoholbranche.

Ob eine Droge legal ist, darüber entscheiden mächtige Interessengruppen und der Staat, der via Steuern an ihr verdient. So gesehen erscheinen auch Drogenaufklärung und -fahndung und selbst das Betäubungsmittelgesetz als protektionistische Maßnahmen gegen illegale ausländische Produkte zugunsten der legal von der Pharma- oder Alkoholindustrie hergestellten, deren Marktvorherrschaft auch weiterhin gesichert bleiben soll. Zugleich aber dienen Anti-Drogenkampagnen als Alibi in bezug auf die sozialfürsorgerischen Aufgaben des Staates.

Unbestreitbar bleibt, daß sich die Gesellschaft mit Nikotin und Alkohol zwei der härtesten Drogen als alltägliche Genußmittel leistet. Daß Alkohol mittlerweile selbst in offiziellen Aufklärungsschriften als erstrangiges Suchtmittel eingestuft wird, dürfte ökonomisch bedingt sein. Denn der Staat muß für den Mißbrauch doppelt soviel hinblättern, wie er für den Verbrauch kassiert.

Während inzwischen der Tabak- und Alkoholindustrie einige Auflagen und ihren Produkten gewisse Image-Verluste zugemutet werden, bleibt das ganze Ausmaß der Aus- und Unfälle durch den zunehmenden Medikamentenmißbrauch im Dunkeln, kommt die Pharmaindustrie ungeschoren davon - trotz sich häufender Arzneimittelskandale. Mit welch aggressiven Marktstrategien sie ihre Erzeugnisse an den Konsumenten bringt, in welch menschenverachtenden Praktiken sie ihre Vertreter schult, das führt Amendt eindrucksvoll am Beispiel des Dauerhits 'Valium' vor. Auf dem Gebiet der psychoaktiven Substanzen wollten die Konzerne stets die Natur übertreffen. Nie waren sie um einen Vorwand verlegen, wann immer ein Zustand medikamentös erträglich gemacht oder in sein Gegenteil verwandelt, hochgetrimmt oder abgedämpft werden soll, wann immer ein Stoff auf den Markt geworfen oder aus dem Verkehr gezogen wird, stets stellt die Pharmaindustrie Mittel, Gegenmittel, Ersatzmittel, und die Spirale Sucht Profit Sucht schraubt sich weiter. Nicht selten landet die Hälfte der legalen Schlaf- und Schmerzmittel und Psychopharmaka auf dem illegalen Markt. Und das, wie Amendt nachweist, nicht infolge von Apothekeneinbrüchen.

Die Macht der Pharmaindustrie ist ungebrochen. Zumindest in der Bundesrepublik, die über die wohl liberalste Arzneimittelgesetzgebung verfügt, und deren Vertreter sich erst kürzlich bei einem Antrag in der Weltgesundheitsorganisation zur Eindämmung des weltweiten Medikamentenmißbrauchs der Stimme enthielten.

Doch der Staat profitiert nicht nur finanziell. In Krieg und Frieden, immer hatten Drogen auch einen politischen Gebrauchswert, wie Amendt an vielen Beispielen zeigt. Im 2. Weltkrieg steigerte Pervitin die Leistung der Flieger. Ein Gewerkschaftsaufruf von 1911, als Faksimile in das von Hannes Jähn sorgfältig und ideenreich ausgestattete Buch eingeheftet, warnt: Arbeiter meidet den Schnaps! Nicht nur nahm er ihnen das Bewußtsein für ihre Misere, für die ruinöse Ersatzbefriedigung hatten sie dem Klassenfeind auch noch zu zahlen. Jüngere Untersuchungen belegen: der Alkoholiker am Arbeitsplatz bleibt 'unentdeckt' solange der Sprit seine Leistung, seine Verwertbarkeit erhöht. Was aber ist mit denen, die derzeit nicht verwertbar sind, mit den jugendlichen Arbeitslosen? Ist es etwa insgeheim im Sinne des Systems, wenn sie nicht erst auf dem Arbeitsmarkt nachfragen, sondern gleich in der 'scene' verschwinden, um dort immerhin die Nachfrage nach Drogen zu steigern?

Eines steht fest: die Drogenszene beschränkt sich nicht auf Treffpunkte der Freaks. Sie umfaßt die gesamte Gesellschaft, einschließlich derer, die in den Schaltzentralen der Macht oder - wie jüngst zu lesen war - direkt am atomaren Drücker sitzen. Das System muß, um reibungslos funktionieren zu können, seine Betriebsmittel gleich mitliefern; es braucht all die chemischen Fit-Macher, Streßbewältiger, Glücksbringer. Und Amendts niederschmetternde Botschaft lautet: Nicht das Drogenproblem als solches, sondern seine *Nicht-L□ sbarkeit* ist von vornherein im System verankert.

Die Drogen- und Suchtexperten mögen Amendts Buch, das spannend, zum Teil im Stil von Reportagen, in einer allgemeinverständlichen Sprache geschrieben ist, die Seriosität eines Fachbuchs bestreiten. Sie mögen nach wissenschaftlichen Beweisen für seine Thesen verlangen. Daß es diese nicht gibt, liegt, wie Amendt aufweist, im Interesse der Profitmacher und fällt zudem als Vorwurf auf die Wissenschaftler selbst zurück. Es ändert nichts an der zwingenden Logik, an der Sachlichkeit und Ehrlichkeit seiner Argumentation. Aus der künftigen Drogendiskussion kann man den ökonomischen Aspekt nicht mehr weglassen, sondern nur noch wegleugnen. Ob Politiker, Wissenschaftler oder Drogenschlucker, alle marschieren brav am Gängelband derer, die von der zerstörerischsten und kriminellsten aller Suchtkrankheiten befallen sind - der Profitsucht. Dagegen hilft freilich keine Therapie.

Konkret 09/84, S. 94

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Ach was muß man oft von bösen Trotteln hören oder lesen:

Bangemann will den Aufschwung stabilisieren

Aber wehe, wehe, wehe, wenn ich auf das Ende sehe, ach das war ein schlimmes Ding, wie es unserm Fettfleck ging.

Aus einem »Stern«-Interview mit Andre Glucksmann:

Rabelais hat vor 450 Jahren gesagt, der Appetit kommt beim Essen.

Aus einem »Zeit«-Interview mit André Glucksmann:

Richelieu hat gesagt: »der Appetit kommt beim Essen«.

Aus einem Glucksmann Interview mit der »Zeit«:

Der »Stern« hat gesagt, Rabelais kommt zum Essen.

Aus einem Rabelais-Interview mit dem »Stern«:

Richelieu hat gesagt, gebt mir 450 Jahre Zeit.

So originell können französische Philosophen sein.

Wie freut man sich da der soliden Belesenheit, die den USA-Korrespondenten der »Frankfurter Allgemeinen« auszeichnet:

H. L. Menken, der große Chronist amerikanischer Parteikonvente, nannte diese Veranstaltungen »so faszinierend wie eine Auferstehung oder eine Hinrichtung«.

Alle Achtung, Herr Leo Wieland! Aber auch Thomas Kielinger, der USA-Korrespondent der »Welt«, weiß zu imponieren:

Wie sagte doch H.L. Menken, der Chronist der amerikanischen Parteipolitik, vor fünfzig Jahren: »Parteitage sind so faszinierend wie eine religiöse Erweckung oder wie eine Hinrichtung. «

Wie sagte doch Mondales Wahlkampfmanager Bert Lance zu seinem Kandidaten: Fritz, da kommen zwei Krauts, die zu Hause Eindruck machen müssen - laß uns ein paar sophisticated quotes in die Pressemappe tun. Gesagt, getan, zwei Mann, ein Wort - that's entertainment.

Tucholsky hat mal eine Liste der kleinen Freuden des Alltags angelegt. Wenn beispielsweise am Ende des Essens noch eine Kartoffel und etwas Buttersoße auf dem Teller - und man beides zu einem kleinen Privatbrei verrühre, also... Man kann übrigens die Zutaten variieren:

Die elektromagnetischen Ausstrahlungen des Kurzwellensenders »Radio Free Europe« haben den Absturz des »Tornado«-Kampfflugzeugs der Bundeswehr in der Nähe von Holzkirchen verursacht.

Damit wir über dem geschichtsmächtigen Siegeszug der neuen sozialen Bewegung nicht vergessen, wo wir leben, schickt Axel Springer immer mal wieder seinen Herbert Kremp vorbei:

Hitler hat Lenin sehr bewundert. Er sah in ihm den Meister der Massenorganisation und der Massenkontrolle. Lenin hatte keine Gelegenheit, das kollegiale Kompliment zurückzugeben, aber er hätte es getan.

Ich behaupte nicht, zu wissen, wen Springer sehr bewundert, aber ich weiß, daß Julius Streicher keine Gelegenheit mehr hat.

Revolutionäre Geduld: Ich hätte natürlich auch die Bücher des Lew Kopelew lesen können, um meiner festen Überzeugung, daß dieser Tolstoi II. ein schräger Fürst ist, Belege zuzuführen. Aber ich dachte mir, es werde schon einmal der Tag kommen, der mir die Arbeit ersparte und die Lust verschüfe, den Leidensmann auf frischer Tat zu ertappen. »Ihre Heldinnen in der Geschichte?« fragte ihn die »Frankfurter Allgemeine«, und Kopelew antwortete:

Rosa Luxemburg, Mutter Theresa

Wenn sie die Kommunistin nicht rechtzeitig totgeschlagen hätten, wäre Kopelew ganz schön aufgeschmissen gewesen.

Früher war alles besser:

*Darmstädter Geist wehte im Saal. Ruhmvolle Männer de*r Feder saßen, meist bedeutungs*voll schweigend, auf dem Podium... Poeten saßen im Präsidium, nicht gerade stramm, eher individualistisch. Geist der Freundschaft beherrschte die Szene. Es waren wirkliche hommes de lettres. Schwer zusagen, was das auf Deutsch genau meint: Leute, die nur der Kraft ihrer Feder vertrauen, würde ich meinen. Nur die Poesie war ihre Waffe, nur ihr Kunstwerk zählte. Davon ging für mich Faszination aus.*

So schreibt ein Horst Krüger »über den Niedergang des deutschen PEN-Clubs«. Denn anstatt froh zu sein, daß von einem Mitglied nicht mehr verlangt wird, Deutsch schreiben zu können (und nicht: ich würde meinen, was das genau meint oder davon ging für mich Faszination aus), spannt er seine Feder auf den Kugelkopf der IBM und nörgelt herum:

Heute muß ich bilanzieren: Mein Club ist das nicht mehr. Er ist nicht mehr das geistvoll-witzige Caféhaus der hommes de lettres. Der Geist der Bohème ist verblichen. Die Machtergreifung des Nichtschriftstellers im PEN schreitet voran. Woran erkennt man diesen Nichtschriftsteller?

Eine gute Frage, die Krüger besser nie gestellt hätte. Nun aber hilft ihm nichts mehr - sie wird beantwortet. Einen Nichtschriftsteller erkennt man daran, daß er Sphären nicht auseinanderhalten kann und etwa »stramm« gegen »eher individualistisch« setzt; daß er schreibt: »Die Vorgänge liegen« und sogar: »Die Vorgänge liegen verzwickter«; daß er weiße Schimmel (»auf eine Faustformel gebracht, könnte man vereinfachend sagen«) aufs Manuskript äpfeln läßt; daß er sich nicht am nächsten Fensterkreuz aufhängt, anstatt sowas in Satz zu geben:

Wenn ich ehrlich bin: Mein Gefühl der Fremdheit jetzt setzt sich aus lauter solchen personalpolitischen Veränderungen zusammen. Sie sind nämlich nicht zufällig; sie sind in Wirklichkeit lauter Figuren im Schachspiel der Zeit,

in der ehrlich ist, wessen Gefühl sich aus personalpolitischen Veränderungen zusammensetzt, jetzt, die wiederum lauter Figuren sind in einem Klischee, wirklich. Einen Nichtschriftsteller erkennt man aber auch daran, daß er »dank seiner streng ideologischen Finanzgebaren« nur noch Deutsche aber kein Singularetantum kennt und die Bilder durcheinanderschmeißt wie Theo und Rüben, »denn natürlich hat der allmähliche Klimawechsel hier seine Wurzeln«. Und ganz besonders gut erkennt man einen Nichtschriftsteller daran, daß er nicht weiß, wohin mit sich in seinem Text:

Lauter kleine Steinchen, die mir *das Bild* meiner *Entfremdung zusammensetzen... Ganz andere Stimmen drangen da zu* mir. *Es gab Zustimmung* auf meiner Seite,

womit er nicht sagen will, er habe zugestimmt, sondern, es sei ihm zugestimmt worden - davon ging *für ihn* die Faszination aus. Aber kommt es darauf noch an bei einem homme de lettres, der den Satz fertigbringt:

Was machen die da mit uns, uns vereinnahmend?

Ich wüßte was: Fensterputzer, homme de Leiter - doch da stock ich schon: Auch das will gelernt sein, und H. Krüger schreibt ausdrücklich:

Der Verbandsfunktionär ist ungemein tüchtig, er ist fleißig und arbeitsam, wie ein professioneller Schriftsteller es nie wäre.

Wir kennen doch das Völkchen, die Brüder Liederlich Shakespeare, Goethe, Joyce, Brecht, Kafka, Schmidt: arbeitsscheu und schläfrig, professionelle Bohèmiens, in geistvoll-witzigen Caféhäusern verwickelt liegende Vorgänge vereinfacht auf Faustformeln bringend und der Absinthax verfallend, während der spießige Verbandsfunktionär in seinem sprichwörtlichen Übereifer immer mit der Grammatik unterm Arm Kommaregeln repetiert und niemals ein homme de lettres von wehendem Darmstädter Geist (Darmstädter incognito, ohne Gefolge) wie der H. Krüger wird.